

VI. Die genealogische und typologische Einordnung des Deutschen

58. Indogermanisch — Germanisch — Deutsch: Genealogische Einordnung und Vorgeschichte des Deutschen

1. Was ist *Deutsch*, sprachgeschichtlich gesehen?
2. Grundbegriffe
3. Das Deutsche und die Sprachen Europas
4. Indogermanisch
5. Vom Indogermanischen zum Germanischen
6. Germanisch
7. Die Ausgliederung der germanischen Einzelsprachen
8. Deutsch
9. Literatur (in Auswahl)

1. Was ist *Deutsch*, sprachgeschichtlich gesehen?

1.1. Das Deutsche ist in der Gegenwart eine Hochsprache Mitteleuropas, zu der das Mundartkontinuum des gleichen Gebiets gehört. Das Gebiet des zugehörigen Mundartkontinuums ist größer als das Gebiet dieser Hochsprache: Es erstreckt sich auch über das Gebiet der nl. Hochsprache und das des Letzeburgischen in Luxemburg; außerdem gehören dazu die Mundarten von Minderheiten in Teilen Italiens (Südtirol) und Frankreichs (Elsaß, Lothringen). Über den Stand in den osteurop. Gebieten können derzeit noch keine klaren Angaben gemacht werden.

1.2. Die dt. Hochsprache hat sich (wie die nl.) erst in den letzten Jahrhunderten herausgebildet. Es bestanden zwar auch zuvor bereits Ansätze zu überregionalen Sprachen, doch galten diese für wesentlich kleinere Gebiete, so daß sie nicht als solche die Bezeichnung *deutsch* beanspruchen konnten. Geht man mit der Frage nach dem Dt. also etwa bis zu dem Beginn unserer schriftlichen Überlieferung zurück (das ist ungefähr das 8. Jh., abgesehen von den wenig ergiebigen kontinentalen Runeninschriften, die etwas älter sind, und den langobardischen Wörtern, deren Überlieferung etwas früher anfängt), dann kann man (1) nur noch von dem zugehörigen Mundartkontinuum reden, denn die Hochsprache gab es ja noch nicht — und das schließt in sich, daß die Vorgeschichte des Nl. (und selbstverständlich auch die des Nd.) mit zu berücksichtigen ist. (2) Galt in dieser Zeit auch die Bezeichnung *deutsch*

noch nicht. Das Wort war wohl schon vorhanden, bedeutete aber ungefähr 'volkssprachlich'. Darüber hinaus ist durchaus fraglich, ob es ein sprachliches oder sonstwie geartetes Zusammengehörigkeitsgefühl oder das Bewußtsein eines Zusammenhangs bei den Sprechern dieses Kontinuums überhaupt gab (z. B. gegenüber Friesen und Langobarden, oder zwischen Franken und Sachsen). Sprachgeschichtlich gesehen ist das die Frage, worin die Einheitlichkeit dieses Kontinuums bestand und wie es von seinen Nachbarn abgegrenzt war, und dann auch, wie es überhaupt entstanden ist. Die Antworten auf diese Fragen sind keineswegs unproblematisch. Um sie zu geben und ausreichend begründen zu können, brauchen wir einen angemessenen begrifflichen Apparat, der hier zunächst eingeführt werden soll:

2. Grundbegriffe

2.1. Bei der Beurteilung der Verwandtschaft von Sprachen in vorliterarischer Zeit muß die Vorstellung von modernen Hochsprachen außer Betracht bleiben: Deutsch, Niederländisch, Englisch, Dänisch usw. sind (bei aller Ähnlichkeit) klar voneinander unterscheidbare und in sich verhältnismäßig einheitliche Größen, überregionale Standardsprachen, die es in dieser Form in vorliterarischer Zeit noch nicht gegeben haben kann. Es müssen deshalb andere Beurteilungskriterien herangezogen werden:

- (1) Beim Vergleich von einander ähnlichen (Orts- und Individual-) Sprachen spielt die Vorstellung der *gegenseitigen Verstehbarkeit* eine zentrale Rolle. Mit ihr ist gemeint, daß die andere Sprache auf Grund der Kenntnis der eigenen Sprache verstanden werden kann.
- (2) Von unmittelbarer Bedeutung ist dieses Konzept für die Beurteilung von Mundarten (Dialekten) einer Sprache. Zum Zweck einer präziseren Beschreibung wird hier unterschieden zwischen *Dialekten* (d. h. regionalen Sprachausprägungen, die in allen sprachlichen Bereichen gebraucht werden) und *Mundarten* (regionalen Sprachausprä-

gungen, die einen größeren Teil der sprachlichen Funktionen ihrer zugehörigen *Hochsprache* überlassen). Bei natürlicher Entstehung und Ausbreitung bilden die Dialekte einer Sprache ein *Kontinuum* (genauer: ein *räumliches Kontinuum* oder *Dialektkontinuum*), d. h. der Dialekt jedes Ortes ist den Dialekten der Nachbarorte sehr ähnlich, aber mit der Entfernung der Orte voneinander nehmen die Unterschiede zwischen den Ortsdialekten zu — und bei großen Sprachgebieten wird zwischen den Dialekten weit voneinander entfernter Orte keine gegenseitige Verstehbarkeit mehr bestehen.

- (3) Bei irgendwelchen Formen von überregionalem Verkehr (später auch durch die Verbreitung geschriebener und gedruckter Sprache) wird sich die Notwendigkeit einer *überregionalen Sprache* zeigen. Sie kann aus dem Kontinuum selbst gewonnen werden, indem ein spezieller Dialekt (etwa der eines Hofes oder eines Kultzentrums) verallgemeinert wird, oder indem sich verschiedene Dialekte gegenseitig annähern; sie kann aber auch von außerhalb des Kontinuums kommen, und es kann verschiedene Stufen der Überregionalität geben (Englisch als Weltsprache über anderen überregionalen Sprachen, frühere Stellung des Latein usw.). Überregionale Sprachen haben die Tendenz, bestimmte Sprachfunktionen ganz an sich zu ziehen, die dann in den Dialekten eingeschränkt oder gar nicht mehr gebraucht werden (geschriebene Sprache, Gesetzessprache, Amtssprache, Schulsprache usw.); in diesem Fall spricht man von *Hochsprachen*, denen dann — in der hier verwendeten Ausdrucksweise — die *Mundarten* (nicht mehr *Dialekte*) gegenüberstehen. Solche Hochsprachen waren bis weit in das Mittelalter hinein Latein und Griechisch; eine dt., frz. oder engl. (Hoch-) Sprache gab es noch nicht. Das heißt zugleich, daß die Volkssprachen beträchtliche Funktionsbereiche (Theologie, Wissenschaft) dem Latein überließen und damit in diesen Bereichen nicht entwickelt waren.
- (4) Verschiedenheiten innerhalb einer Sprache entstehen durch *Neuerungen*. Neuerungen bringen zunächst Unterschiede zwischen einem früheren und einem späteren Sprachstadium, deren Aufeinanderfolge ein *zeitliches Kontinuum* hervorruft (d. h. die Sprache verändert sich stufenweise, entfernt sich aber immer stärker vom Ausgangspunkt der Betrachtung). Wenn Neuerungen sich nicht auf dem ganzen Sprachgebiet

durchsetzen, haben sie *Verbreitungsgrenzen*, die sich in der Regel nicht decken, sondern zu einem Netz von räumlichen Unterschieden, und damit zu einem räumlichen Kontinuum führen (einem *primären Kontinuum*, wenn von einer einheitlichen Sprachausprägung ausgegangen wird).

- (5) Nun ist die natürliche Entwicklung und Ausbreitung von Dialekten in der vormittelalterlichen Zeit kein allgemein üblicher Fall: In der Regel ergeben sich im Laufe der Zeit äußere Verschiebungen — vor allem dadurch, daß größere Teile der Bevölkerung (besonders die Einwohner ganzer Landschaften) abwandern. Innerhalb eines Kontinuums können so Sprecher ganz verschiedener Dialekte Nachbarn werden (oder es können Sprecher von weit auseinanderliegenden Teilen des Kontinuums bei der Auswanderung zusammenkommen). Es entsteht dann ein *gebrochenes Kontinuum*. Solange die gegenseitige Verstehbarkeit noch gegeben ist, werden die Unterschiede im Laufe der Zeit gegenüber neuen Gemeinsamkeiten zurücktreten und es wird ein erneuertes, ein *sekundäres Kontinuum* entstehen (so etwa zwischen den dt. Mundarten bei der Ostsiedlung oder den engl. Mundarten in Nordamerika). Ist die gegenseitige Verstehbarkeit nicht mehr gegeben, so entsteht zwischen den Nachbarn eine *Sprachgrenze* (etwa zwischen dt. und dän. Mundarten), wie sie sonst nur gegenüber anderssprachigen Nachbarn vorkommt.

2.2. Bei diesem Stand der Dinge fragt es sich nun, was unter solchen Umständen unter *einer Sprache* zu verstehen ist. Einfach ist die Antwort, wenn es sich um ein Kontinuum handelt, das auf allen Seiten von natürlichen Grenzen oder deutlich fremden Sprachgebieten umgeben ist: die Sprache ist dann das sprachliche Kontinuum dieses Gebiets. Kann man aber auch innerhalb eines (gegebenenfalls gebrochenen) Kontinuums von verschiedenen Sprachen reden?

(1) Bei normaler Ausbreitung und Entwicklung eines räumlichen Kontinuums gibt es keine vorgegebenen Abgrenzungen (in Dialekten): Diese sind eine Sache der Zweckmäßigkeit der Beschreibung oder des politischen Selbstverständnisses der Sprecher.

(2) Aber es bleibt ja häufig nicht bei den Kontinuen, und so können Umstände eintreten, die den Ansatz von *Sprachverschiedenheit* sinnvoll machen. Es sind immer äußere Einflüsse, nämlich (a) *Völkertrennung*: Haben sich größere Gruppen von Sprechern desselben Kontinuums räumlich getrennt (durch Auswanderung u. dgl.),

so werden sich ihre Sprachen selbständig weiterentwickeln; sie werden sich immer stärker voneinander unterscheiden (z. B. britisches und amerikanisches Englisch oder Norwegisch, Isländisch und Färöyisch). Kann man zunächst noch von der *gleichen* Sprache sprechen, so gelten die getrennten Ausprägungen nach einiger Zeit nur noch als *verwandte* Sprachen, d. h. Sprachen, die geschichtlich auf dieselbe *Grundsprache* zurückgeführt werden können. Als Maßstab für den Stand solcher Entwicklungen kann man die gegenseitige Verstehbarkeit ansetzen. (b) Entsprechendes gilt für den Wegzug oder Untergang von Zwischengliedern im Kontinuum. So ist die Sprachgrenze zwischen Deutsch und Dänisch entstanden durch Abwanderung der Angeln und Sachsen (und Nachrücken der Dänen). (c) Sprachmischung im Gefolge einer Völkermischung (so ist die Besonderheit des heutigen Englischen durch die Vermischung germ. Sprachelemente mit romanischen, im Gefolge der normanischen Eroberung Englands, verstärkt worden). — In bezug auf die vorliterarische Zeit kann also von Sprachen nur dann sinnvoll gesprochen werden, wenn räumlich-zeitliche Kontinuen damit gemeint sind (wie groß die im Einzelfall auch sein mögen). Bei räumlichen Trennungen u. ä. findet eine Entwicklung von 'gleichen Sprachen' oder 'gleicher Sprache' zu bloß 'verwandten Sprachen' statt. Die 'Entstehung' einer Sprache in dem Sinn, daß durch ein bestimmtes Ereignis (Lautverschiebung u. dgl.) etwas Neues zum Vorschein kommt, gibt es nicht: eine Sprache entwickelt sich (vielleicht von Sprachmischung abgesehen) immer in einem zeitlichen Kontinuum. Von der 'Entstehung' einer Sprache kann in der frühen Zeit nur dann sinnvoll gesprochen werden, wenn das Kontinuum dieser Sprache gegenüber seither zugehörigen Nachbarn geschlossene Außengrenzen erhält, wenn es sich aus den zuvor bestehenden Zusammenhängen herauslöst.

2.3. Auf Grund der Regelmäßigkeit von Lautentwicklungen bestehen zwischen den Elementen, die verwandte Sprachen (oder Sprachausprägungen desselben Kontinuums) aus Elementen der gemeinsamen Grundsprache ererbt haben, *regelmäßige Lautentsprechungen*, die eine *Rekonstruktion* dieser Elemente der Grundsprache erlauben. Mit diesem Kriterium kann auch der Grad der Verwandtschaft zwischen zwei Sprachen beurteilt werden.

3. Das Deutsche und die Sprachen Europas

Betrachtet man von diesem Gesichtspunkt aus

die für die europ. Sprachen vorauszusetzenden Kontinuen, so ergibt sich, daß sie fast alle miteinander verwandt sind, lediglich Baskisch, Finnisch und Lappisch, Estnisch und Livisch, Ungarisch (sowie einige weiter im Osten liegende Sprachen) sind von dieser Verwandtschaft ausgeschlossen, außerdem im Süden das Türkische und die Sprache Maltas; dafür gehören noch weiter im Osten liegende Sprachen dazu: die iranischen und die meisten indischen Sprachen, sowie das Armenische. Für diese Sprachen kann also angesetzt werden, daß sie (von Zumischungen abgesehen) auf dieselbe Grundsprache zurückgehen. Der Grad der Verwandtschaft dieser Sprachen ist aber unterschiedlich eng; besonders von den Sprachen Mittel- und Nordeuropas erweisen sich einige (Deutsch, Niederländisch, Friesisch, Englisch, Dänisch, Schwedisch, Norwegisch) als besonders eng zusammengehörig. Man könnte sie die mitteleuropäische (oder nordeuropäische) Untergruppe dieser Sprachfamilie nennen, aber da sie in wesentlichen Punkten mit den Völkern und Stämmen übereinstimmt, die seit der Antike (genauer: seit Caesar) als *Germanen* bezeichnet werden, nennen wir sie die *germanische* Untergruppe (oder *das Germanische*). Die ganze Sprachfamilie nennen wir die *indogermanische* (außerhalb Deutschlands auch die *indoeuropäische*) Sprachfamilie, die voraussetzende Grundsprache *Indogermanisch* (oder *Indoeuropäisch* — man sagt in diesem Fall auf engl. aber lieber *Proto-Indo-European* o. ä.). Der Name *Germanen* ist eine Fremdbezeichnung; die Germanen selbst haben keine zusammenfassende Selbstbezeichnung gehabt, obwohl ihnen die Tatsache der gegenseitig verstehbaren Sprache und des Unterschieds zur Sprache anderer Völker schon früh bewußt gewesen sein muß. Die Verwandtschaft der zur idg. Sprachfamilie und speziell zur germ. Untergruppe gehörigen Sprachen zeigt sich in einem umfangreichen vergleichbaren Wortschatz, in dem sich regelmäßige Lautentsprechungen zeigen, und in grammatischen Strukturen, die auf gemeinsame Ausgangspunkte zurückgeführt werden können. In allen diesen Punkten zeigen die germ. Sprachen markante Besonderheiten, die die Zusammengehörigkeit untereinander und die Verschiedenheit gegenüber den übrigen idg. Sprachen erweisen.

4. Indogermanisch

4.1. Die indogermanischen Sprachen

Zu den idg. Sprachen gehören außer dem Germ. noch die folgenden (ausgehend von den modernen Sprachen):

- (1) Die keltischen Sprachen (Gälisch in Irland und Schottland; Kymrisch in Wales und Bretonisch in Nordwestfrankreich). In der Antike noch Gallisch, Ibero-Keltisch und keltische Sprachen nördlich der Ostalpen).
- (2) Das westromanische Kontinuum, zu dem die Hochsprachen Französisch, Spanisch, Portugiesisch, Katalanisch und Italienisch gehören, sowie Rätomanisch und andere regionale Ausprägungen. Es geht auf das Lateinische zurück, wobei die Entwicklung wohl durch verschiedene Substrate bestimmt wurde. Latein ist seit der Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends in Rom bezeugt; neben ihm gab es zunächst noch andere italische Sprachen (näher mit dem Lateinischen verwandt das Faliskische, eine Gruppe für sich das Oskische und Umbrische u. a.), die jedoch keine modernen Nachfolger haben.
- (3) Gleiche Herkunft wie die westromanischen Sprachen (nämlich regional weitergebildetes Latein) hat eine Sprache auf dem Balkan, das Rumänische, dem das ausgestorbene Dalmatische näher stand.
- (4) Auf dem Balkan ist dann weiter zu nennen das Albanische und
- (5) das griechische Kontinuum mit seiner Hochsprache, das auf die frühest-bezeugte europ. Sprache zurückgeht: die altgriech. Überlieferung beginnt mit den Linear-B-Tafeln im 14. vorchristlichen Jh.
- (6) Östlich des Deutschen ist das baltische Kontinuum (mit den Hochsprachen Litauisch und Lettisch) angesiedelt; verwandt mit ihm ist das inzwischen ausgestorbene Altpreußische.
- (7) Ebenfalls im Osten liegt das Westslavische (die lechischen Mundarten und das Kaschubische mit dem Polnischen als Hochsprache; dann das Tschechische und Slovakische und in Deutschland das Sorbische). Mit dem Westslavischen zusammenhängend dann das Ostslavische mit dem Ukrainischen, Weißrussischen und Russischen als Hochsprachen.
- (8) Von dieser Gruppe abgetrennt sind die südslavischen Sprachen, die (im nördlichen Balkan) ein Kontinuum bilden, mit den Hochsprachen Slovenisch, Kroatisch, Serbisch, Makedonisch und Bulgarisch. Die west-, ost- und südslavischen Sprachen bilden erkennbar eine zusammengehörige Gruppe, die slavischen Sprachen. Außerhalb Europas gehören zur gleichen Sprachfamilie:
- (9) Die indischen Sprachen, deren älteste Form, das Altindische (Sanskrit und noch älter Vedisch) trotz ihrer zunächst nur mündlichen Überlieferung bis in das zweite vorchristliche Jahrtausend zurückreicht. Enger verwandt mit ihnen sind
- (10) die iranischen Sprachen, deren frühestbezeugte Formen das Awestische (besonders das Gatha Awestische) und das Altpersische sind. Ferner
- (11) das Armenische im Kaukasus, und schließlich noch einige ausgestorbene Sprachen:

- (12) das Hethitische (in der heutigen Türkei), bezeugt seit dem 17. vorchristlichen Jahrhundert (in Keilschrift) und damit die frühestbezeugte idg. Sprache und
- (13) das Tocharische (in Turkestan), in einer indischen Schrift überliefert und unter starkem indischem Einfluß. Schließlich einige Rest- und Trümmersprachen (vor allem im alten Europa).

Entferntere Verwandte des Indogermanischen sind nicht bekannt, doch zeigen Ähnlichkeiten in primitiven Teilen des Sprachsystems (wie den Pronomina) eine mögliche entfernte Verwandtschaft mit dem benachbarten Finnisch-Ugrischen (und dann weiter mit dem Uralischen) und dem ausgestorbenen Etruskischen (in Italien). Mit den Nachbarsprachen Baskisch und Türkisch gibt es keine Gemeinsamkeiten, und die Ähnlichkeiten mit den semitischen Sprachen erstrecken sich eher auf typologische als auf historische Gemeinsamkeiten (beide sind flektierende Sprachen).

4.2. Die Urheimat

4.2.1. Einen Rahmen für die Betrachtung der Geschichte von Germanen und Indogermanen kann die Heimatfrage abgeben, also die Frage danach, wo die ursprünglichen Sitze der Indogermanen waren. *Ursprünglich* heißt in diesem Fall 'in der Zeit unmittelbar vor der Aufgliederung', es kann nicht darum gehen, möglichst weit zurückzugehen, da in diesem Fall sprachliche Bestimmungen wie *germanisch* und *indogermanisch* fragwürdig werden. Besonders bei der Frage nach der Heimat der Indogermanen gibt es dabei spezielle sprachgeschichtliche Argumente, mit denen die Möglichkeiten der Urheimat eingekreist werden sollen: die sogenannte *linguistisch-kulturhistorische Methode*. Dabei wird zunächst festgestellt, welche Wörter als bereits in grundsprachlicher Zeit vorhanden angesehen werden müssen. Von diesen Wörtern wird dann darauf geschlossen, welche Inhalte und welche Sachen bei den Indogermanen bekannt waren. Das ist nun in einigen Fällen für die regionale und chronologische Einordnung wichtig, wenn man etwa feststellen kann, welche Tiere und Pflanzen, die regional nur beschränkt vorkommen, bekannt waren, ob die Indogermanen Haustiere kannten (und welche), ob sie Ackerbau trieben, auf Schiffen fuhren, Metalle verwendeten u. dgl. Zwei Argumente sollen diese Überlegungen veranschaulichen:

(1) Zum einen das *Buchen-Argument* zur regionalen Einordnung: Man erschloß für die Grundsprache ein Wort für 'Buche' und schloß daraus, daß die Indogermanen Buchen gekannt haben müssen. Nun ist die Buche nach Osten hin nur bis zu der sogenannten *Buchen-Grenze* verbreitet (die ungefähr von Königsberg bis Odessa

verläuft), so daß der Schluß berechtigt schien, die Indogermanen müßten in der Zeit vor ihrer Aufgliederung westlich dieser Grenze gesessen haben.

(2) Für die chronologische Einordnung das Argument der Metallbezeichnungen: Ziemlich deutlich ergeben sich für die Grundsprache Wörter für Gold und Silber (obwohl die Einzelsprachen nicht einheitlich sind). Daneben gab es in der Grundsprache wohl noch ein weiteres Metallwort, das nicht so durchgängig verbreitet, aber in östlichen wie in westlichen Sprachen durch Nachfolger vertreten ist: im Dt. noch vertreten durch die Ableitung *ehern*, sonst durch ai. *áyas-*, lt. *aes*, gt. *aiz* u. a. Vermutlich bezeichnete das Wort in der Grundsprache das erste Nutzmehall. Wörter, die speziell 'Kupfer', 'Eisen' oder 'Bronze' bedeuten, können dagegen für die Grundsprache nicht erschlossen werden; die Bezeichnungen in den Einzelsprachen fallen hier weit auseinander. Der Schluß aus diesem sprachlichen Befund war also, daß der sprachliche Zusammenhang zwischen den Indogermanen die eigentliche Metallzeit nicht mehr erreicht hat, daß die Aufgliederung also vor dem Beginn oder zu Beginn der Metallzeit erfolgte. Da man den Beginn der Metallzeit vorgeschichtlich einigermaßen datieren kann (natürlich mit regionalen Unterschieden), wäre so ein *terminus ante quem* für die Aufgliederung der idg. Einzelsprachen gewonnen. Methodisch ist an dieser Argumentation wenig auszusetzen, doch sind die bisher vorgebrachten Beispiele viel zu wenig gesichert, vor allem war man mit Bedeutungsansätzen für die Grundsprache bei diesen Beispielen bis jetzt viel zu großzügig. Bei dem Buchenwort z. B. ist das postulierte **bhāgos* f. 'Buche' nur germanisch und italisch, und für das Keltische aus Ortsnamen (die keine gesicherte Bedeutungsangabe erlauben) zu erschließen. Das verwandte gr. φηγός bezeichnet eine Eichenart, weiteres ist in seiner Zugehörigkeit ungesichert oder geradezu widerlegbar. Das Buchenargument muß also als hinfällig angesehen werden — nicht weil die Argumentationsmethode falsch wäre, sondern weil die Erschließung des grundsprachlichen Wortes nicht tragfähig genug ist.

4.2.2. Die Urheimat- und Herkunftsfrage wird in der Sprachgeschichte seit einigen Jahren im Rahmen der sogenannten *Kurgan*-Hypothese diskutiert, so daß diese hier erwähnt werden muß, obwohl es sich um ein archäologisches Konzept handelt. Nach dieser Hypothese ist die Urheimat der Schnurkeramiker (die mit den Indogermanen gleichgesetzt werden) ein Gebiet, das sich vom Donez und dem Kaspischen Meer weit nach Osten erstreckt (*Kurgan-Kultur* nach russ. [ur-

sprünglich tatar.] *kurgán* 'Grabhügel', gewöhnlich *Ockergrabkultur* genannt). Diese Kultur habe sich seit der 2. Hälfte des 3. vorchristlichen Jahrtausends nach Westen ausgebreitet und erscheine in Mittel- und Nordeuropa als die Kultur der Schnurkeramiker. Zur Stütze dieser Interpretation werden auch linguistische Argumente (der Sprachverwandtschaft und der linguistischen Paläontologie) herangezogen. Diese neue Interpretation scheint der Nachprüfung an Hand vorgeschichtlicher Merkmale nicht standzuhalten und ist wohl noch älteren Einwanderungs- und Mischungsvorstellungen verhaftet, die deutliche Kontinuitäts-Anzeichen mißachten. Auch die verwendeten sprachwissenschaftlichen Argumente sind in keiner Weise tragfähig (Schmitt 1974, Meid 1989).

5. Vom Indogermanischen zum Germanischen

Auch bei der idg. Grundsprache müssen wir damit rechnen, daß sie ursprünglich ein räumliches Kontinuum gebildet hat. Da nicht vorausgesetzt werden kann, daß sich die Träger der idg. Grundsprache zu einem bestimmten Zeitpunkt auf einmal in so viele Teile getrennt haben, wie wir heute idg. Einzelsprachen kennen, ist mit einer komplizierten Entwicklung zu rechnen, auf die bei der Beurteilung von Teilergebnissen einer Rekonstruktion Rücksicht genommen werden muß.

5.1. Die Zwischenstufen

5.1.1. Von besonderer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang die Beurteilung des Hethitischen, der ältest-bezeugten idg. Einzelsprache, die einerseits, wie zu erwarten, in vielen Punkten hoch-altertümliche Züge zeigt, in anderen aber wieder weitgehende Neuerungen durchgeführt hat. Das Hethitische weicht in wesentlichen Strukturmerkmalen von den übrigen idg. Einzelsprachen ab — es hat z. B. einerseits kein Femininum (sondern ein *genus commune* und ein *neutrum*) andererseits Verbalkategorien, die sich von denen der verwandten Sprachen beträchtlich unterscheiden. Es gibt nun zwei Interpretationsmöglichkeiten für diesen Befund, die sich kraß und in schwerwiegender Weise widersprechen und zwischen denen nur mit ideologischen Argumenten entschieden werden kann: Entweder ist das Hethitische so alt, daß es eine ältere Stufe als das darstellt, was wir aus den anderen Sprachen rekonstruieren, dann ist es gewissermaßen ein Zweig für sich und steht den anderen idg. Sprachen gegenüber, oder: Das Hethitische hat diese Kategorien (also z. B. das Femininum) ursprüng-

lich auch gehabt und hat sie verloren — dann steht es gleichwertig neben den anderen idg. Sprachen. Eine Entscheidung kann naturgemäß auch hier nicht gefällt werden, doch tendiert der Verfasser dieses Artikels dazu, dem Hethitischen die Möglichkeit größerer Altertümlichkeit zuzugestehen.

5.1.2. Wie ist aus dieser Grundsprache das Germanische ausgegliedert worden? Hierzu zunächst einige grundsätzliche Überlegungen: Bei der Frage, wie aus einer Grundsprache verschiedene Tochtersprachen entstehen können, sind verschiedene Denkmodelle vorgeschlagen worden.

(1) Das älteste, die sogenannte *Stammbaumtheorie* von August Schleicher (1863), ging davon aus, daß die Grundsprache sich zunächst in zwei (oder mehr) Zweige trennte, die sich dann für sich weiterentwickelten; dann spalteten sich auch diese Zweige auf und so weiter, bis schließlich die Einzelsprachen entstanden, die uns überliefert sind. Dieses Modell berücksichtigt ausschließlich das Prinzip der Divergenz, der Auseinander-Entwicklung, und setzt damit voraus, daß nach der Trennung kein Kontakt mehr bestand, der zu späteren Gemeinsamkeiten hätte führen können. Das ist im Grunde nur der Fall bei Völkertrennungen, also Abwanderungen von Volksteilen u. dgl. Das Modell rechnet also durchaus mit vorkommenden Entwicklungsmöglichkeiten, verallgemeinert aber *eine* Möglichkeit zuungunsten von allen anderen.

(2) Die diesem Modell entgegengesetzte *Wellentheorie* von Johannes Schmidt (1872) verallgemeinert ein anderes Prinzip: Sie geht davon aus, daß in einem größeren Sprachgebiet Neuerungen an verschiedenen Stellen auftreten und sich von dort ausbreiten. Dabei überkreuzen sich die Wellen auf vielfache Weise, d. h. die verschiedenen Orte des Sprachgebiets werden von unterschiedlichen und unterschiedlich vielen Neuerungen erreicht und unterscheiden sich damit voneinander. Dies ist erkennbar das Prinzip des räumlichen Kontinuums bei der Entstehung von Dialekten und Mundarten und betrifft im gegebenen Fall somit den Zustand der Grundsprache, als sie bereits räumlich aufgegliedert, aber noch nicht aufgespalten war — ein Gesichtspunkt, der die unterschiedlichen Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten zwischen den Einzelsprachen in gewisser Weise zu erklären vermag, aber nicht zeigt, wie dann die Trennung verlaufen und wie es zu den für sich bestehenden Einzelsprachen gekommen ist. Das Modell enthält in sich die Möglichkeit, auch Konvergenzen (also gegenseitige Annäherungen zwischen den Sprachen, z. B. die Entstehung eines sekundären Kontinu-

ums) zu berücksichtigen, indem Neuerungen die Gebiete, in denen sie sich durchsetzen, durch eine sprachliche Gemeinsamkeit verbinden, gleichgültig, wie stark verschieden sie davor gewesen sein mögen; doch wird dieser sehr wesentliche Gesichtspunkt in dem Modell selbst nicht herausgearbeitet.

(3) Im Falle des räumlichen Zusammenhangs verwandter Sprachen ist, vor allem bei gegenseitiger Verstehbarkeit, auch mit Konvergenzen, mit Annäherungen zu rechnen, so daß neben die Spaltung auch die Möglichkeit neuer Zusammenhänge treten kann. Modernere Entwicklungsdarstellungen nehmen in der Regel darauf Rücksicht und entwerfen dynamischere Modelle, bei denen Folgen von 'Entfremdungen' und 'Annäherungen' einander abwechseln. Ein Beispiel für solche Versuche ist das Konzept von L. Rösel (1962).

(4) Auf einer anderen Ebene stehen die verschiedenen Annahmen über Völkermischung in der Geschichte der Germanen, die davon ausgehen, daß im Germ. außer einem unmittelbar aus der Grundsprache stammenden sozusagen 'echtgermanischen' Sprachbestand noch ein andersartiger, entweder nicht-idg. oder aus einer anderen idg. Sprache stammender Sprachbestand enthalten ist. Das Germ. wäre demnach eine Mischsprache, in der sich entweder über die 'echtgermanische' Schicht ein fremdes Superstrat gelagert hätte, oder diese ihrerseits ein fremdes Substrat aufgesogen hätte. Die Versuche, im germ. Sprachmaterial Fremdeinflüsse nachzuweisen, kranken vor allem daran, daß sie die vermuteten Fremd-Anteile nicht außerhalb anschließen können, denn dies wäre nur möglich, wenn die sprachliche Quelle namhaft gemacht und nachgewiesen werden könnte (durch konkretes Sprachmaterial, nicht nur durch Vermutungen über potentielle Einflüsse), oder wenn zumindest gezeigt würde, daß Teile des sprachlichen Materials andere strukturelle Eigenschaften aufweisen als die übrigen. S. zu dieser Frage Neumann (1971).

5.1.3. Bei der Behandlung der Ausgliederung des Germ. aus der idg. Grundsprache ist zunächst die Möglichkeit einer umfassenderen Zwischenschicht zwischen dem Idg. und dem Germ. (Alteuropäisch) zu berücksichtigen. Die diesbezügliche Annahme fußt auf Untersuchungen von Hans Krahe, der feststellte, daß die ältesten Flußnamen der meisten Länder Europas in ihrer frühesten Form eine auffällige Übereinstimmung im Bestand der verwendeten Wurzeln und in ihrer Morphologie aufweisen. Er hielt diesen sprachlichen Bestand für idg. (was vor allem wegen der ungewöhnlichen Häufigkeit des *a*, be-

sonders des anlautenden *a*, auch auf Kritik stieß), und setzte bei der Aufgliederung des Idg. eine weitgehend in Europa ansässige Zwischenschicht an, die vor allem aus den Sprechern der Sprachen bestand, die später in Mittel-, Nord- und Osteuropa gesprochen wurden. Es ist aber wohl nicht ratsam, die Hydronymie unmittelbar auf eine konkrete Entwicklungsstufe des Spät-Indogermanischen zurückzuführen.

5.1.4. Für die weitere Aufgliederung ist von Bedeutung, mit welchen idg. Einzelsprachen das Germ. einerseits bewahrte Archaismen, andererseits sprachliche Neuerungen in größerem Umfang gemeinsam hat. Bei der Behandlung dieser Frage zeigt sich ein westlicher und ein östlicher Komplex von Gemeinsamkeiten, und außerdem eine Gemeinsamkeit in bewahrten Archaismen mit dem Hethitischen. Der westliche Komplex umfaßt das Keltische und Italische. Mit den Kelten sind die Germanen bis in die geschichtliche Zeit hinein in engem Kontakt freundlicher und feindlicher Art gestanden, und es gibt eine große Menge von sprachlichen Gemeinsamkeiten zwischen kelt. und germ. Sprachen. Keltisch und Germanisch stehen in einer Verwandtschaftsgruppe, die auch das Italische umfaßt, wobei die drei Sprachgruppen zahlreiche Gemeinsamkeiten in allen möglichen Kombinationen aufweisen; die germanisch-italischen Gemeinsamkeiten gehen aber deutlich in ältere Zeit zurück. Im Osten haben wir die Gruppe Germanisch-Baltisch-Slavisch. Wenn sich Unterschiede ergeben, dann geht das Baltische sowohl in Archaismen wie in Neuerungen mit dem Germanischen, das Slavische allenfalls in bewahrten Altertümlichkeiten. Gemeinsamkeiten in bewahrten Altertümlichkeiten hat das Germanische mit dem Hethitischen, besonders im Pronominalsystem. Diese Gemeinsamkeiten setzen keinen besonderen räumlichen Zusammenhang voraus, sondern zeigen eine gemeinsame Bewahrung, bzw. einen gemeinsamen Rückgriff auf archaische Möglichkeiten, die beim Hethitischen wohl durch das frühe Ausscheiden aus dem indogermanischen Verband, beim Germanischen durch die Randlage bedingt sind.

5.1.5. Insgesamt ergibt sich etwa folgender Befund: Das Germanische hat eine Reihe von archaischen und archaisierenden Tendenzen, die eher auf eine ehemalige Randlage im idg. Sprachgebiet als auf ein frühes Ausscheiden aus dem Verband der idg. Sprachen hinweisen. Es stand während der ganzen Zeit seiner Sonderentwicklung dem Baltischen nahe und mittelbar über dieses auch dem Slavischen. Auf der anderen, der westlichen, Seite bestehen frühe Kon-

takte zum Italischen und über dieses auch zum Keltischen. Die Kontakte zum Italischen können sehr alt sein, doch ist dies nicht gleich wahrscheinlich wie beim Baltischen. Ferner sind diese Kontakte relativ früh (ersichtlich durch die Abwanderung der Italiker nach dem Süden) abgebrochen und haben einer näheren Beziehung zum Keltischen Platz gemacht, die dann bis in die historische Zeit hinein andauert. Die Annahme der Abwanderung der Italiker aus dem Norden ist ausschließlich auf sprachvergleichende Argumente gestützt, die in der Vorgeschichts-Forschung keine Stütze finden.

5.2. Die Abgrenzung des Germanischen

5.2.1. Die frühestfaßbaren Sitze der Germanen sind im östlichen Norddeutschland, in Dänemark und im südlichen Skandinavien. Das Germ. befand sich also am Rand des idg. Kontinuums in Europa; seine nördliche Grenze war einerseits das Meer, andererseits waren es Finnen und Lappen, also finnisch-ugrische Völker, zu denen eine Sprachgrenze bestanden haben muß. Auf dem Kontinent saßen östlich der Germanen die Balten, offenbar seit alter Zeit, doch ist unklar, in welchem Umfang Völkerschaften, die früher zwischen den Germanen und Balten saßen, abgewandert sind. Ob auch die Slaven in der ältesten Zeit in unmittelbarer Berührung mit den Germanen standen, ist wegen der Unsicherheit der Urheimat und der frühen Verbreitung der Slaven unklar, doch spricht der Befund der Sprachvergleichung eher für einen mittelbaren (also über das Baltische laufenden) Zusammenhang von Slavisch und Germanisch; geschichtliche und vorgeschichtliche Argumente widersprechen dieser Annahme nicht. Sollten auch im Osten finnisch-ugrische Völker Nachbarn der Germanen gewesen sein, so bestand zu diesen selbstverständlich eine Sprachgrenze. Im Südosten finden wir in der frühestfaßbaren geschichtlichen Zeit die Skythen, ein iranisches Volk. Sie sind mit Sicherheit aus dem Osten gekommen und sind keine alten Nachbarn der Germanen. Zu ihnen muß eine Sprachgrenze bestanden haben; denn um diese Zeit waren germanische und iranische Sprachen sicher nicht mehr gegenseitig verstehbar. Im Südwesten und Westen sitzen die Kelten — in der frühesten Zeit der Bezeugung kaum von den Germanen zu trennen. Dennoch scheint dieser Zusammenhang vom sprachvergleichenden Standpunkt aus sekundär zu sein, zumindest sind die sprachlichen Kontakte zum Italischen älter. Die mögliche Existenz von weiteren Nachbarn, die später ohne erkennbare Spuren untergegangen sind, ist in allen diesen Punkten ein nicht zu unterschätzender Störfaktor bei der Beurteilung; ebenso die Sprachen, die zwar namentlich be-

kannt sind, deren Stellung aber schwer einzuschätzen ist, wie das Illyrische. Die Frage der Ablösung des Germ. aus dem idg. Verband engt sich also (abgesehen von den genannten Störfaktoren) ein auf die Frage des Verhältnisses zu den westlichen Nachbarn (Italisch, Keltisch) und zu dem östlichen (Baltisch).

5.2.2. Bei der Beurteilung der Herausbildung einer Westgrenze des Germanischen sind folgende Fragen kritisch: (1) die durch Sprachvergleichung erschlossene Stellung des Italischen; (2) die sogenannten 'Völker zwischen Germanen und Kelten'; und (3) die Beurteilung der bei Caesar und später genannten *Germani cisrhenani* und der *Belgen*, da die antiken Quellen sich nicht über die Sprache dieser Völker auslassen und die Bezeichnung als *Germani* noch nichts darüber aussagt, ob sie eine germ. Sprache gesprochen haben. Zu behandeln ist dabei vor allem die Frage der 'Völker zwischen Germanen und Kelten', speziell die *Nordwest-Block-These* von Hans Kuhn, die besagt, daß im nördlichen Bereich des Gebiets zwischen Germanen und Kelten Stämme beheimatet waren, die weder als germanisch noch als keltisch angesprochen werden können, aber vielleicht zu den Italikern Beziehungen hatten (also etwa zurückgeblieben waren, als die Italiker nach Süden abzogen). Vielleicht sei unter dieser Schicht noch eine ältere nicht-idg. Schicht zu fassen (die etwa mit den am Ende der Steinzeit dort nachweisbaren Glockenbecher-Leuten identifiziert werden könnte). Später sei das Gebiet dann germanisiert worden. Sprachlich faßbar sei diese Schicht vor allem durch den deutlich hervortretenden Laut *p* in Ortsnamen (vor allem Gewässernamen) des Gebiets — deshalb auffällig, weil das *p* im Germ. eine sehr schwache Stellung hatte und weil im Kelt. zumindest das anlautende *p* geschwunden war. Der Grund-Ansatz der Kuhnschen These, daß im Nordwesten die Germanen und Kelten durch Träger einer andersartigen Sprache getrennt waren, die später in den Germanen aufgingen und im Germ. Substrat-Einflüsse hinterließen, ist plausibel und es besteht kein Grund ihn zu verwerfen. In welchem Umfang allerdings konkrete sprachliche Erscheinungen auf dieses Substrat zurückgeführt werden können, muß offen bleiben — die größte Wahrscheinlichkeit besteht nach wie vor für die *p*-haltigen Namen, die zugleich die Ausbreitung des Gebiets einigermaßen abgrenzen. Vom archäologischen Standpunkt aus scheint sich zu ergeben, daß links und rechts des Rheins ungefähr zwischen Main und Ruhr eine besondere Kultur bestand, die spätestens um die Zeitenwende abbrach. Diese Unwägbarkeiten erschweren eine Beurteilung dar-

über, seit wann es eine Westgrenze des Germ. gab (auch für die Beurteilung des 'Deutschen' ist dies selbstverständlich von Belang). Ob die Italiker tatsächlich die ursprünglichen Nachbarn der Germanen waren und ob zu ihnen ein sprachliches Kontinuum bestand, hängt an weitreichenden Schlußfolgerungen aus einem verhältnismäßig schmalen Befund. Ob sich nach dem Abzug der Italiker zu den später aufrückenden Kelten zunächst noch ein sekundäres Kontinuum bilden konnte, ist nicht zu entscheiden — denkbar ist es bei der Intensität der Kontakte schon. Ob ein solches Kontinuum noch ein Zwischenglied hatte — eben die Völker zwischen Germanen und Kelten —, ist äußerst unsicher, aber keineswegs auszuschließen. Im Süden der Westgrenze scheint es vergleichsweise früh zu einer Abgrenzung zwischen Kelten und Germanen gekommen zu sein. Auch im äußersten Norden ist seit Pytheas (4. Jh. v. Chr.) von einer Grenze der Kelten die Rede. Die meisten Schwierigkeiten macht in der Tat das Gebiet vom Main an nordwärts, mindestens bis zur Ruhr. Hier ist gegebenenfalls die Westgrenze (und damit die Abgrenzung der Germanen) erst entstanden, als die Sprachen im Westen romanisiert (und vielleicht einige im Osten germanisiert) wurden.

5.2.3. Während wir beim Zusammenhang mit Kelten und Italikern mit sprachgeschichtlichen (und dann auch geschichtlichen) Argumenten operieren können, ist bei der Beurteilung der Grenze zu den Balten sprachlich wenig auszurichten: Gemeinsamkeiten müssen zu allen Zeiten da gewesen sein — aber warum sind die Sprachen in geschichtlicher Zeit dann so verschieden? Einen Teil der Antwort kann vielleicht die Vorgeschichte geben: Mindestens seit der schnurkeramischen Haffküstenkultur sind der balt. und der vermutlich germ. Kulturbereich klar voneinander abgrenzbar; hier liegt also vielleicht eine stärkere Verschiedenheit auch sprachlicher Art vor (zu bedenken ist immerhin, daß bei dem ältesten Unterscheidungsmerkmal indogermanischer Sprachen das Balt. mit den östlichen Satemsprachen geht, das Germ. mit den westlichen Kentumsprachen). Dann gibt es bis zum Ende der Bronzezeit zwischen Oder und Weichsel (z. B. mit der Gesichturnenkultur) eine Bevölkerung, die wechselnd baltisch und germanisch bestimmt ist (und vielleicht ein Zwischenglied war, über dessen sprachliches Schicksal wir nichts Sicheres aussagen können). Im Zusammenhang damit steht vielleicht die nicht eindeutige Beurteilung der Sprache der Bastarnen, die aus dieser Gegend gekommen sein können. Ungünstig für ein mögliches sprachliches Kontinuum war dann, daß das Gebiet zwischen Balten

und Germanen bei den germ. Wanderungen nach Osten ständig Durchzugsgebiet war. Und schließlich haben sich in späterer Zeit die Slaven zwischen die Germanen und Balten geschoben. Auch hier bleibt die Frage also unentschieden; die Ostgrenze ist aber wohl älter als die Westgrenze.

6. Germanisch

Zu den germ. Sprachen gehören die folgenden:

- (1) Das mitteleurop. Kontinuum, d. h. die dt. und nl. Mundarten, zu denen dann später Deutsch und Niederländisch als Hochsprachen kommen. In allen Teilen dieses Kontinuums hat es zur Zeit der Völkerwanderung, auch davor und danach, Ausbreitung und starke Verschiebungen gegeben, die jedoch die Herausbildung eines sekundären Kontinuums nicht verhindert haben. Hierher gehörte auch das heute ausgestorbene Westfränkische in Frankreich.
- (2) Die Gruppe der unter sich stark uneinheitlichen friesischen Sprachen und Dialekte, bei denen aber doch eine gewisse gegenseitige Verstehbarkeit der ursprünglichen Teile vorausgesetzt werden kann. Die heutigen nordfries. Sprachausprägungen beruhen mindestens zum größten Teil auf Einwanderung aus Ostfriesland; die heute sehr stark zurückgedrängte ostfries. Sprache (nur noch im Saterland) beruht mindestens zum größten Teil auf Ausbreitung aus dem heutigen Westfriesland (das aber ebenfalls stark eingeschränkt worden ist). Zu den Nachbarn des mitteleurop. Kontinuums bestehen Sprachgrenzen. Eine (eingeschränkte) Hochsprache ist in der neueren Zeit das (West-) Friesische in den Niederlanden geworden.
- (3) Das englische Kontinuum beruht, wie wir aus geschichtlichen Quellen wissen, auf einer Einwanderung von Angeln, Sachsen und Jüten — wie diese auch immer definiert werden mögen — aus Norddeutschland und Jütland. Auch hier ist das Kontinuum also sekundär. Die spätere Hochsprache ist Englisch.
- (4) Das skandinavische Kontinuum umfaßt heute die norw., schwed. und dän. Mundarten, zu denen am Rande (geringe gegenseitige Verstehbarkeit) das in sich relativ einheitliche Isländische und das in sich relativ stark gegliederte Färöyische gehören. Zwischen dän. und dt. Mundarten besteht eine Sprachgrenze. Die heutigen Hochsprachen sind Dänisch, Schwedisch, Norwegisch

(Bokmål und Nynorsk), Isländisch und Färöyisch. Alte Kolonialmundarten des skandinavischen Kontinuums (Normannen in Nordfrankreich usw.) sind schon früh aufgegeben worden (zuletzt die nordische Sprache auf Orkney und Shetland).

- (5) Heute ausgestorben ist das Gotische, das zuletzt in Spanien, Südfrankreich und Italien gesprochen wurde. Ursprünglich bildet es den südöstlichen Teil der germ. Sprachgebiete.
- (6) Ebenfalls ausgestorben ist das sogenannte Krimgotische (auf der Krim), das zwar sekundäre Entwicklungen mit dem Gotischen gemeinsam hat, aber auf eine bereits deutlich vom Gotischen verschiedene Sprachausprägung des Germanischen zurückgehen muß.
- (7) Ausgestorben ist schließlich auch das Langobardische, das zuletzt in Italien gesprochen wurde. Seine Sprecher kamen dorthin über Niederösterreich; sie stammen (soweit die speziellen antiken Nachrichten dies erkennen lassen) aus dem Elbegebiet. Ihre Stammesgeschichte läßt sie aus Skandinavien kommen.

Von anderen Stämmen, die im Zuge der Völkerwanderung nach Süd- und Osteuropa und nach Nordafrika gezogen sind, ist wenig mehr als ein paar Namen bekannt. Zu berücksichtigen sind schließlich auch die Dialekte, die zugunsten des Französischen aufgegeben wurden, so — bereits genannt — (ursprüngliches) Normannisch und Westfränkisch, sowie das Burgundische.

7. Die Ausgliederung der germanischen Einzelsprachen

7.1. Eindeutige Träger germ. Sprachen werden erstmals in der (frühen) Eisenzeit faßbar. Zu vermuten ist, daß um diese Zeit das Germ. eine sprachliche Einheit im Sinne eines geschlossenen primären Kontinuums bildete, dessen Abgrenzung nach Westen und Osten bereits diskutiert wurde. Das germ. Kontinuum muß dann durch die einsetzenden großen Wanderungen germ. Stämme stark beeinträchtigt worden sein. Die Wanderungen begannen mit den Zügen der Bastarnen (und Skiren) nach Südosten (falls diese Germanen oder — wie von den Bastarnen überliefert — ein germ. Mischvolk waren). Sicher ist dann die Abwanderung der Kimbern, Teutonen und Ambronen aus dem nördlichen Dänemark in der zweiten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts; und von da an gehen die Abwanderungen fast ununterbrochen weiter. Nur wenige dieser Züge sind mit genügender Si-

cherheit festzustellen und zu beschreiben; aber an Wanderungen dieses Ausmaßes in dieser Zeit kann kein Zweifel bestehen. Solche Verschiebungen müssen einschneidende sprachliche Auswirkungen gehabt haben, die wir aber im einzelnen nicht überschauen können.

7.2. Auf einer zweiten Stufe der äußeren Entwicklung (etwa bis zum Ende der Völkerwanderungszeit um 600) finden wir im Stammland Großstämme und Stammesverbände vor. Bei den Stammesbeschreibungen des Tacitus findet sich von diesen erst die Gruppe der Sueben. Erst danach kommen die später wichtigen Großstämme: die Alemannen und Bajuwaren, die Franken und Sachsen, die Thüringer und Jüten. Bei diesen Großstämmen, die fast alle im Rahmen von räumlicher Ausbreitung der betreffenden Völker genannt werden, ist anzunehmen, daß sie weder stammesmäßig noch sprachlich einheitlich waren. Wie weit die sprachlichen Unterschiede im einzelnen gingen, ist nicht auszumachen, doch dürfte die gegenseitige Verstehbarkeit in allen Fällen gewährleistet gewesen sein. Sprachliche Verschiedenheiten sind dann sicher sekundär ausgeglichen worden, wobei die Sprachform der führenden Stammesgruppe die Prestige-Variante gewesen sein mag.

7.3. Für die großräumige Entwicklung ist zunächst festzustellen, daß sich zunächst trotz dieser Abwanderungen, Mischungen und Ausbreitungen im Stammland der Germanen, wenn auch geschwächt und teilweise verschoben, ein sprachliches Kontinuum erhalten haben wird. Dieses erhielt erst einen entscheidenden Bruch, als die Angeln (zusammen mit Sachsen und Jüten) im 5. Jh. nach Britannien auswanderten und ein weithin entvölkertes Gebiet hinterließen, in das dann die Dänen aus Skandinavien eindrangten. Reste der alten Bevölkerung Dänemarks wurden offenbar sprachlich assimiliert. Der dadurch entstandene scharfe Bruch war sprachlich nicht mehr zu überbrücken, und so entstehen mit dieser Entwicklung drei sprachlich für sich stehende germanische Kontinuen: das nordgermanische, das englische und das mitteleuropäische — außerdem noch die Gruppe der friesischen Dialekte, deren Stellung im übrigen schwer zu beurteilen ist (sie beruhen wohl auf einer Vermischung einer einheimischen Bevölkerung mit nördlichen Seekriegern — anders ist die sprachliche Nähe zum Englischen kaum zu erklären). Das nordgerm. Kontinuum kann als das alte primäre Kontinuum dieses Raums aufgefaßt werden — zwar stark geschwächt durch die Abwanderungen, ausgedehnt nach Dänemark durch die Dänen (und nach Norden gegenüber den Finnen und Lappen) und wohl auch im Innern etwas ver-

schoben, aber nicht grundsätzlich neu strukturiert. In Britannien ist das entstehende Kontinuum sekundär, aber in seinen Grundzügen überschaubar: Die englischen Stämme werden in ähnlicher Verteilung wie in der Heimat nach Britannien gekommen sein (also die nördlichen nach Norden, die südlichen nach Süden). Wesentlich bunter muß es auf dem Kontinent ausgehen haben: Altes Stammland im Norden und daran anschließend Gebiete, die zu verschiedenen Zeiten von den Germanen besetzt worden waren; ansässige Bevölkerungsteile und Zuwanderer, Durchwanderer, Eroberer zu allen Zeiten; regionale Auseinandersetzungen der Großstämme mit verschiedenen Folgen usw. Von einer klaren sprachgeographischen Gliederung kann in dieser Zeit also sicher nicht die Rede sein. Am Ende steht auf jeden Fall das sekundäre kontinentalgermanische Kontinuum, so daß die sprachlichen Unterschiede dieser Zeit die gegenseitige Verstehbarkeit nicht beeinträchtigt haben können. Das Langobardische im Süden gehört zwar zur mitteleuropäischen Gruppe, ist aber wohl ausgestorben, bevor es in das Kontinuum eingegliedert werden konnte.

7.4. Es ist üblich, Englisch, Friesisch und Kontinentalgermanisch als Westgermanisch oder Südgermanisch zusammenzufassen und dem Nordgermanischen gegenüberzustellen, doch ist dies nur sehr bedingt angemessen: Diese drei Gruppen gehören zwar räumlich eng zusammen und zeigen deshalb eine Reihe von Gemeinsamkeiten, aber es gibt auf der anderen Seite auch Gemeinsamkeiten zwischen Englisch und Nordisch gegenüber dem Kontinentalgermanischen, wenn sie auch nicht so gewichtig sein mögen. Das angemessenere Konzept ist sicher, für die Zeit vor der Abwanderung der Angeln und Sachsen von einem germ. Rest-Kontinuum (ohne Gotisch usw.) auszugehen, das dann durch die Abwanderung in die Teile Nordgermanisch, Englisch, Friesisch und Mitteleuropäisch (Deutsch-Niederländisch) zerfällt.

8. Deutsch

Damit ist für die Herausbildung des Kontinuums, das später Deutsch und Niederländisch ergibt, das Wesentliche gesagt: Es handelt sich um die Sprachen von teils einheimischen, teils zugewanderten Großgruppen, die in sich kaum einheitlich waren, aber innerhalb der Großgruppen sicher, und zwischen den Großgruppen sehr wahrscheinlich noch gegenseitig verstehbar, so daß sich ein sekundäres Kontinuum herausbilden konnte. Sehr wahrscheinlich nicht mehr in das sekundäre Kontinuum einbezogen wurde das

Langobardische; das Westfränkische gehörte ziemlich sicher dazu, ist aber früh aufgegeben worden. Die Unterscheidung von Althochdeutsch, Altsächsisch (und Altniederfränkisch) mag für die Beschreibung der beteiligten Dialekte zweckmäßig sein — der sprachlichen Wirklichkeit entspricht sie nicht — es handelt sich um Teile des gleichen Kontinuums, und die Unterschiede sind nicht von anderer Art als die zwischen Altbairisch und Altfränkisch. Problematisch ist die Stellung des Altsächsischen aus einem anderen Grund: Vermutlich sind die ursprünglichen Sachsen anglische und jütische Eindringlinge in Nordwestdeutschland, die die umgebenden Stämme unterworfen haben. Es muß dort also ein nördlich ausgeprägter Dialekt neben dem einheimischen kontinentalen Dialekt bestanden haben. Das uns in der asächs. Bibeldichtung entgegentretende Altsächsisch ist offenbar ein von diesem nördlichen Dialekt beeinflusster kontinentaler Dialekt; in welchem Umfang sich der nördliche Dialekt gehalten hat und inwieweit er mit dem Nordfries. zu tun hat, ist eine noch offene Frage.

9. Literatur (in Auswahl)

- Hachmann, R./H. Kossak/H. Kuhn, *Völker zwischen Germanen und Kelten*. Neumünster 1962.
- Krahe, Hans, *Sprache und Vorzeit. Europäische Vorgeschichte nach dem Zeugnis der Sprache*. Heidelberg 1954.
- Meid, Wolfgang, Hans Kuhns 'Nordwestblock'-Hypothese. Zur Problematik der 'Völker zwischen Germa-

nen und Kelten'. In: *Germanenprobleme*. Hrsg. v. Heinrich Beck. Berlin 1986, 183—212.

Ders., *Archäologie und Sprachwissenschaft. Kritisches zu neueren Hypothesen der Ausbreitung der Indogermanen*. Innsbruck 1989.

Neumann, Günter, *Substrate im Germanischen?* In: *Nachrichten der Akademie der Wissenschaften*. Göttingen 1971, 4.

Porzig, Walter, *Die Gliederung des indogermanischen Sprachgebiets*. Heidelberg 1954.

Rösel, Ludwig, *Die Gliederung der germanischen Sprachen nach dem Zeugnis ihrer Flexionsformen*. Nürnberg 1962.

Schleicher, August, *Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft*. Weimar 1863.

Schmidt, Johannes, *Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen*. Weimar 1872.

Schmitt, Rüdiger, *Proto-Indo-European Culture and Archaeology: Some Critical Remarks*. In: *Indo-European Studies* 2, 1974, 279—287. (12).

Schwarz, Ernst, *Germanische Stammeskunde*. Heidelberg 1956.

Ders., *Goten, Nordgermanen, Angelsachsen. Studien zur Ausgliederung der germanischen Sprachen*. Bern/München 1951.

Seebold, Elmar, *Die Konstituierung des Germanischen in sprachlicher Sicht*. In: *Germanenprobleme*. Hrsg. v. Heinrich Beck. Berlin 1986, 168—182.

Ders., *Wer waren die Friesen — sprachlich gesehen?* In: *Friesische Studien II*. Hrsg. v. Volkert F. Faltings/Alastair G. H. Walker/Ommo Wilts. Odense 1995, 1—17.

Elmar Seebold, München

59. Der Quellenwert des Gotischen für die sprachgeschichtliche Beschreibung der älteren Sprachstufen des Deutschen

1. Die Überlieferung
2. Das Gotische und die germanischen Sprachen
3. Gotisch und Althochdeutsch
4. Grenzen des Vergleichs
5. Schlußbemerkung
6. Literatur (in Auswahl)

1. Die Überlieferung

Unsere Kenntnis der gotischen Sprache basiert auf zwei Quellengruppen: (a) der dem Bischof Wulfila zugeschriebenen Bibelübersetzung aus dem Griechischen, von der Bruchstücke der Evangelien und Briefe erhalten sind, dazu noch ein Nehemia-Fragment und ein Bruchstück eines Kommentars zum Johannesevangelium

(*Skeireins*) unbekannter Herkunft und (b) „profanen“ Denkmälern wie Kalender, Verkaufsurkunden, Einzelwörter in anderssprachigen Texten und Personen- und Ortsnamen. Diese zweite Gruppe ist von der Materialmenge — mit Ausnahme der Namen — so unergiebig, daß alle systematischen Beschreibungen der got. Sprache in Handbüchern, Grammatiken und auch in dieser Darstellung auf den geistlichen Texten, dem „Bibelgotischen“, beruhen. Dieses Bibelgotisch zeichnet sich — im besonderen Gegensatz etwa zum Ahd. — durch auffällige Einheitlichkeit in Schreibweise und Grammatik aus. Die wenigen Varianten lassen sich entweder durch Unterschiede in der griech. Vorlage erklären (diese Vorlage ist noch nicht eindeutig bestimmt, eine

Ders., Zur gotischen Urheimat und Ausgliederung der germanischen Dialekte. In: IF 90, 1985, 147—167.

Ders., Zu den Methoden einer neuen germanischen Stammbaumtheorie. In: PBB 108, 1986, 16—29.

Ders., Runengermanisch. Zur Geschichte einer „Trümmersprache“. In: PBB 117, 1995, 369—380.

Reichert, Hermann: Die Bewertung namenkundlicher Zeugnisse für die Verwendung der gotischen Sprache. Methodendiskussion an Hand der Namen der Märtyrer aus der Gothia des 4. Jahrhunderts. In: Germanische Rest- und Trümmersprachen. Hrsg. v. Heinrich Beck. Berlin/New York 1989, 119—141.

Robinson, Orrin W., Old English and its closest relatives. A survey of the earliest Germanic languages. Stanford 1992.

Scardigli, Piergiuseppe, Zur sprachhistorischen Bewertung der germ. Heldendichtung. In: Heldensage und Heldendichtung. Hrsg. v. Heinrich Beck. Berlin [u. a.] 1988, 197—211.

Ders., Der Weg zur deutschen Sprache. Von der indogermanischen zur Merowingerzeit. Bern 1994. (GeLe 2).

Schäferdiek, Knut, Gab es eine gotisch-arianische Mission im süddeutschen Raum? In: ZbayrLa 45, 1982, 239—257.

Schweikle, Günther, Germanisch-deutsche Sprachgeschichte im Überblick. Dritte, verb. und erw. Aufl. Stuttgart 1990.

Seppänen, Aimo: On the use of the dual in Gothic. In: ZfdA 114, 1985, 1—41.

Sonderegger, Stefan, Grundzüge deutscher Sprachgeschichte: Diachronie des Sprachsystems. Bd. I. Einführung — Genealogie — Konstanten. Berlin/New York 1979.

von Stechow, Armin, Notizen zu Vennemanns Anti-Grimm. In: PBB 108, 1986, 159—171.

Stearns, MacDonald Jr., Crimean Gothic. Analysis and etymology of the corpus. Saratoga 1978. (Studia Linguistica et Philologica 6).

Ders., Das Krimgotische. In: Germanische Rest- und Trümmersprachen. Hrsg. v. Heinrich Beck. Berlin/New York 1989, 175—194.

Stiles, Patrick, A textual note on Busbecq's „Crimean Gothic“ *cantilena*. In: Neophilologus 68, 1984, 637—639.

Stutz, Elfriede, Die germanistische These vom „Donauweg“ gotisch-arianischer Missionare im 5. und 6. Jahrhundert. In: Die Völker an der mittleren und unteren Donau im fünften und sechsten Jahrhundert. Hrsg. v. Herwig Wolfram/Falko Daim. Wien 1980, 207—223.

Dies., Gotische Literaturdenkmäler. Stuttgart 1966. (SM 48).

Dies., Eine gotisch-lateinische Wortliste nach Lesarten des Codex Brixianus. In: Lexicologie. Een bundel opstellen voor F. de Tollenaere. Hrsg. v. P. G. J. van Sterkenburg. Groningen 1977, 273—278.

Dies., Der Quellenwert des Gotischen für die sprachgeschichtliche Beschreibung der älteren Sprachstufen des Deutschen. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Hrsg. v. Werner Besch/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger. 2. Halbbd. Berlin/New York, 1985, 962—975. (HSK 2.2).

Tiefenbach, Heinrich, Das wandalische *Domine misere*. In: Historische Sprachforschung 104, 1991, 251—268.

Tischler, Johann, Zum Langobardischen. In: Germanische Rest- und Trümmersprachen. Hrsg. v. Heinrich Beck. Berlin/New York 1989, 195—209.

Vennemann, Theo, Betrachtungen zum Alter der Hochgermanischen Lautverschiebung. In: Althochdeutsch. Hrsg. v. Rolf Bergmann. Bd. I. Heidelberg 1987, 29—53.

Ders., Hochgermanisch und Niedergermanisch. Die Verzweigungstheorie der germanisch-deutschen Lautverschiebungen. In: PBB 106, 1984, 1—45.

Wagner, Norbert, Zu den Gotica der Salzburg-Wiener Alkuin-Handschrift. In: Historische Sprachforschung 107, 1994, 262—283.

Ders., Zum -s-losen Nominativ Singular des Maskulinums im späten Ostgotischen. In: BNF 19, 1984, 145—154.

West, Jonathan, Die Semantik der vierten Klasse der gotischen schwachen Verben. In: ZfdPh 99, 1980, 403—410.

Woodhouse, Robert: Gothic *þl-*. In: Historische Sprachforschung 108, 1995, 102—103.

Wolfgang Binnig, Heidelberg

60. Die germanischen Sprachen der Völkerwanderungszeit

1. Periodisierung und Terminologie
2. Das Völkerwanderungs-Germanische und seine Voraussetzungen
3. Quellen und Zeugnisse
4. Die Gentes und das Völkerwanderungs-Germanische
5. Das Völkerwanderungs-Germanische und seine Gliederung

6. Das Völkerwanderungs-Germanische und die theoretischen Grundlagen
7. Literatur (in Auswahl)

1. Periodisierung und Terminologie

Mit der VWZ (= Völkerwanderungszeit) als einer sprachgeschichtlich relevanten Epoche zu

rechnen, ist nicht üblich. Die von den Einzelsprachen ausgehenden Rekonstruktionen rechnen zwar mit Zwischenstufen auf dem Weg vom Urgerm. zu den mittelalterlichen Einzelsprachen, ohne damit aber eine eigene VW (= Völkerwanderungs)-Epoche zu postulieren. Dies liegt auch an der Unschärfe des VWZ-Begriffes. In einem engeren Sinne wird darunter die Zeit vom Hunneneinfall (375) bis zur langob. Landnahme in Oberitalien (568) verstanden. Wenn für diese Epoche Migration und Expansion als prägende Elemente gelten dürfen (im Gegensatz zur vorausgehenden germ. Zeit, die vorwiegend durch Expansion gekennzeichnet ist), so ist mit dem Beginn der VWZ bereits im 3. und 2. vorchristlichen Jh. zu rechnen (Bastarnen- und Skiren-, Kimbern- und Teutonenwanderung. Zur Diskussion über eine erste svebische Auswanderung aus dem Gebiet der Jastorfkultur vgl. Krüger 1983, 40). Expansion und Migration sind aber auch bedeutende und unterschiedlich zu bewertende extralinguistische Faktoren des Sprachwandels. Im Blick auf ein ursprünglich vorauszusetzendes Sprachkontinuum führen beide Bewegungen nicht nur im Zielgebiet zu neuen Kommunikationsbedingungen (mit Ad-, Super- und Substraterscheinungen), auch im Herkunftsgebiet ergeben sich veränderte Sprachkontakte: sprachliche Zäsuren mit mehr oder weniger ausgeprägten Sprachgrenzen. Unter VWZ und VW-Germ. wird im folgenden also die von Migration und Expansion geprägte Epoche vom 2./3. vorchristlichen bis zum 6. nachchristlichen Jh. verstanden.

Um nichtadäquaten Konnotationen zu begegnen, werden Termini wie *Stamm*, *Volk*, *Nation* heute oft vermieden und durch quellennahe Lexeme ersetzt: *Gens* (*Gentes*), *Ethnos* (*Ethne*), *Ethnikon* (*Ethnika*), *Ethnie* (*Ethnien*). Es wird von *Ethnogenese* statt *Stammbildung*, *Gentilzeit* statt VWZ gesprochen. Quellennähe bedeutet jedoch nicht schon an sich schärfere begriffliche Präzision.

Wenn der Stamm als eine Einheit verstanden wird, die auf der Idee einer gemeinsamen Abstammung (*origo* — durch *religio* bestätigt, Tacitus, Germ. c. 39) beruht, so ist für die VWZ mit einer weiteren Einheit zu rechnen: dem Großstamm, d. h. einem auf das Erreichen politischer Ziele hin organisierten Stammesbund, der über die gentilen Vorstellungen hinausreichte — und auch wieder (durch ethnische Selbstzuordnung) in ihm münden konnte. In territorialer Hinsicht sind die pagus-Gliederungen der Stammesgebiete nach Caesar (B. Gall. 4,1) und Tacitus (Germ., c. 39) bemerkenswert (über die Verbin-

dung zu den Gau-Namen vgl. v. Polenz 1961, 67 ff., 77 ff.).

2. Das Völkerwanderungs-Germanische und seine Voraussetzungen

Gliederungen des Germ. rechnen mit den Epochen

a. *Vorgerm.* (*Pre-Germanic*), das noch gemeinsame Züge mit ieur. Teilbereichen aufweist (z. B. die Silbenreduktion von drei auf zwei morae). Von Germ. kann noch nicht die Rede sein.

b. *Urgerm.* (*Proto-Germanic*), das in ein frühes und in ein spätes *Urgerm.* (*Early/Late Proto-Germanic*) unterteilt wird (auch von *Gemeingerm.* = *Common Germanic* = *Spätes Urgerm.* wird gesprochen).

Die Epochengliederung beruht auf Kriterien der Eigensprachlichkeit (*language specificity*): Der *ā-ō*-Ausgleich und die Spaltung der silbischen Liquide und Nasale (*r, l, m, ŋ > ur, ul, um, un*) finden im Ansatz noch außergerm. Parallelen (nicht aber im Ergebnis). Sie werden daher dem frühen *Urgerm.* zugeschrieben. Akzentmodifikation, Lautverschiebung (mit Verners Regel) und Senkungen/Hebungen im Vokalbereich (vokalisch oder konsonantisch bedingt) charakterisieren das Spätgerm. (Coetsem 1994, 73, 160, 165 u. ö.). Die erhaltenen Quellen und Zeugnisse des VW-Germ. setzen ausnahmslos die genannten Sprachkriterien des Spätgerm. voraus. Sie zeugen aber nicht von einer aus dem Spätgerm. erwachsenen dialektalen Differenzierung, die sich als direkte Vorstufe der mittelalterlichen Einzelsprachen verstehen ließe. Die VWZ ist vielmehr als eine eigene Epoche zu verstehen, in der die Grundsprache in eine durch die Migration/Expansion neu geschaffene Organisation übergeht. Erst auf den damit geschaffenen Voraussetzungen erwächst das Mittelaltergerm.

3. Quellen und Zeugnisse

Das Sprachgut der wz-lichen *Gentes* erreicht nur in einem Falle den Umfang einer Corpussprache: in den (hier ausgeklammerten) got. Literaturdenkmälern (Bibelübersetzung, Skeireins, Kalender). In allen anderen Fällen ist lediglich von Trümmersprachen zu reden, die nur durch Namen, Rechtswörter und Runeninschriften belegt sind (Beck 1989, Untermann 1989). Von „totalen Trümmersprachen“ (wie dem Etruskischen oder Iberischen) unterscheiden sich diese gentilen Varianten dadurch, daß sie sich eindeutig dem germ. Sprachzweig in seiner ungefähren diachronischen Entwicklung zuordnen und dadurch auch erhellen lassen. Festzuhalten ist aber, daß

auf Trümmersprachen keine vollen und systemgerechten Beschreibungen aufzubauen sind.

Die Unterscheidung von Quellen und Zeugnissen wird nahegelegt, weil im letzteren Falle die Vermittlung über fremde Sprachen (Kelt., Griech., Lat.) ging — und damit eigene Vermittlungsprobleme auftauchen. Die Besonderheiten fremdsprachlicher Aneignung gelten auch für alle Phänomene des Sprachkontakts mit dem Slaw., Rom. und Finn. (Stender-Petersen 1927, Kiparsky 1934, Gamillscheg 1970, Hofstra 1985, Fromm 1986, Ritter 1993, Koivulehto 1995).

3.1. Inschriften

Die Runeninschriften im sog. älteren Futhork beginnen um 200 n. Chr. (kontrovers beurteilt frühere Inschriften, z. B. die Meldorf-Fibel, ca. 50 n. Chr.) — mit einer Konzentration in einem Bereich, in dem Angeln und Heruler saßen und in dem sich in den folgenden Jh. die Genese des dän. Ethnos vollzog. Zwischen 600 und 800 löste im nordgerm. Sprachraum das jüngere Futhork (mit 16 Zeichen) das ältere System (mit 24 Zeichen) ab. In England tritt um die Mitte des Jahrtausends ein erweitertes Inventar auf. Auf dem Kontinent erlischt im 7. Jh. die Runenpraxis.

Eine Übersicht über die Funde bis ca. 1965 bieten Krause/Jankuhn (1966) — zu ergänzen durch die großen Darstellungen von Jacobsen/Moltke (1941—42) für Dänemark, Bugge/Olsen (1891—1924) für Norwegen und das schwedische Sammelwerk *Sveriges Runinskrifter* (1900 ff.). Für die britischen Inseln fehlt eine entsprechende Dokumentation (vgl. aber Page 1973 und 1995, Bammesberger 1991. Zum Forschungsstand allgemein Düwel 1994).

Probleme bietet die Einordnung des Futhork in die Geschichte der klassischen Alphabete (mit denen es zweifelsohne zusammenhängt: Odenstedt 1990, Hachmann 1993, Rix 1992). Die Abweichungen des Futhork in der Zeichenfolge (*f-u-þ-a-r-...*), den Zeichennamen (*f* = *feh* „Vieh“, etc.) und Zeichenformen sprechen für eine Vorgeschichte, in der ein gewisses Zeicheninventar bereits bekannt und für bestimmte (religiöse?) Zwecke in Gebrauch gewesen sein muß.

Sprachgeschichtlich gesehen, setzen die Runeninschriften die urgerm. Lautentwicklungen voraus (Zusammenfall von *ǣ* und *ō*, Verteilung von *j* und *ij* nach der Sieverschen Regel etc.). Doch hat etwa die Inschrift des Gallehus-Hornes (5. Jh.) noch einen bemerkenswert archaischen Charakter: *ek / hlewagastiz / holtijaz / horna / ta-wido* (Penzl 1989 und 1995).

Eine frühe Differenzierung läßt sich in einigen Fällen feststellen:

a. Germ. *ē* erscheint als *ā* in *makija* (Vimose, Fünen) u. a. — eine Entwicklung, an der alle germ. Sprachen, ausgenommen das Got. (*mēki*, Schwert), teilhaben.

b. Germ. *ai* > *ā* vor *h* in *fahido* (Rö-Stein, Bohuslän, ca. 400) u. a. darf als früher (vielleicht frühester?) Beleg für eine nordgerm. Sonderentwicklung gelten.

Alle anderen Differenzierungen schreiben den runischen Belegen kontrovers diskutierten diagnostischen Wert für ethnische Zuweisungen und frühe Ausgliederungen zu. Das gilt besonders für Auslauterscheinungen, die für ost-, west- und nordgerm. Provenienz der Inschriften sprechen sollen. Überzeugend wird die Inschrift der Speerspitze von Kowel (*tilarids*, 3. Jh.) dem Ostgerm. zugesprochen. Schwieriger sind Regeln festzulegen, die den westgerm. Sprachen gelten sollen. Generell läßt sich für die unakzentuierten Vokale sagen, daß sie ein System weniger kontrastiver Einheiten bilden als in akzentuierter Position. Größere phonetische Spielräume erlauben aber auch eine breitere graphische Realisierung, d. h. die runischen Zeichen in solcher Position werden weniger eindeutig interpretierbar (Seebold 1994, Syrett 1994).

Mit der Runenpraxis in Zusammenhang steht die allgemeinere Frage nach der Schreib- und Lesekenntnis der germ. Führungsschichten überhaupt. Der sog. Anonymus Valesianus bezeichnet den Ostgotenkönig Theoderich d. Gr. als *inlitteratus*. Prokop überliefert die Hochschätzung der Goten für ihren König, der „gestorben sei, ohne jemals von Grammatik gehört zu haben“ (B. Got. I, 2) — schwer zu vereinbaren mit der Tatsache, dass der junge Theoderich 10 Jahre als Geisel am byzantinischen Kaiserhof verbrachte. Cassiodor berichtet andererseits (Variae XI, 1), daß die Königstochter Amalasuintha Sprachenkenntnisse und eine hervorragende literarische Bildung besessen habe. Ihren Sohn habe sie nach römischer Weise ausbilden lassen wollen und ihn in eine römische Schule geschickt — zum Missfallen der Goten, nach deren Ansicht „Schreibwerk nichts mit Mannhaftigkeit zu tun“ habe (Prokop, B. Got. I, 2). Die Merowingerkönige standen demgegenüber bereits auf einer höheren Stufe der Akkulturation. König Chilperich (gest. 584), berichtet Gregor von Tours (Hist. V, 44), habe angeordnet, das lat. Alphabet durch vier neue Buchstaben zu ergänzen und Knaben danach zu unterrichten. Diese Alphabetreform sollte wohl dazu dienen, volkssprachliches Wortgut zu verschriftlichen. Insgesamt gesehen, darf aber eine — unter Umständen lange festgehaltene — Distanz der männlichen Führungsschichten gegenüber der Schreib- und Schulkultur angenommen werden.

Auch die Runenpraxis blieb ein Phänomen der Semiliteralität.

3.2. Namenschatz

Der vwz-liche Namenschatz umfaßt Personen- und Ortsnamen (einschließlich der Gewässernamen). Eine eigene Gruppe bilden die Stammesnamen.

3.2.1. Personennamen (Anthroponyme) sind in zwei vorchristlichen Inschriften zu vermuten: einer bojischen Münzprägung und der Negau-Helm B-Inschrift. Die Münzprägung wird allerdings kontrovers gelesen: (germ.) *Fariarix* (Birkhan 1971) oder (kelt.) *Plariarix* (Neumann 1994). Die Inschrift des Negau-Helmes in einem norditalischen Alphabet lautet (im lesbaren Teil) *harigasti teiva* und wurde zuletzt von Nedoma behandelt (1995).

Personennamen in großer Zahl werden von den antiken Historiographen überliefert (Sammlungen von Schönfeld 1911 und Reichert 1987—1990 — dazu Wagner 1988). Der Überlieferung der „continentalen Germanenstämme“ galt Förstemanns Arbeit 1900 (dazu ergänzend Kaufmann 1968). Einige für die VWZ relevante Ergebnisse sind:

1. Nur wenige Namelemente führen eine ieur. Tradition fort — wie **kluto-* (in and. *Hlud-olf*), **teuto-* (and. *Diot-rih*), **segho-* (germ. *Sigi-merus*). Wohl aber ist der Typus der zweigliedrigen Personennamen aus der Ursprache ererbt — und durch Vorstellungen und Sprache der Heldendichtung der VWZ bestimmt (Gallehus *Hlewagastiz* — gr. *Κλεόξενος*). In diese Richtung weist auch die Ausbildung der Namenkomposita mit den Elementen *Eber*, *Bär*, *Adler*, *Wolf* und *Rabe*.
2. Die rhythmischen Varianten und Namelemente gliedert Schramm (1957, 148 ff.) in eine urgerm. Gruppe (*Agi-*, *Ara-*, *Bera-*, *Erma-* usw.) und eine (innovative) binnenger., die sich vom konservativeren Ostgerm. und dem Brauch der Sachsen, Angelsachsen und Nordgermanen abhebt (*Alja-*, *Auda-* usw.). Westfranken und Langobarden stehen in einem produktiven Verhältnis zur rom. Namengebung.
3. Der Frauennamenschatz des Aengl. zeichnet sich dadurch aus, daß er keine movierten weiblichen Endglieder kennt (wie etwa lat. *Claudia* zu *Cladius*). Andere Stämme gebrauchen solche Movierungen sehr wohl (*-swinþaz* m. vs. *-swinþō* f.: westgot. *Recceswinth* vs. ostgot. *Amalasintha*). Neben den *ō*-Stämmen sind es die *ī*/*ijō*-Stämme, die als Movierungstypen gelten können. Schröder (1944, 22) führte die Movierung in Frauennamen auf fremde Einflüsse zurück (ausgehend von den Ostgermanen im 6. Jh.), Schramm (1957, 120 ff.) auf ein urgerm. (ja ieur.) Erbe. Vgl. Anderson 1990.

4. Die Namenüberlieferung läuft in den meisten Fällen über kelt., griech., lat. Vermittlung — teilweise über mehrere dieser Stufen. Die Regeln dieser Vermittlung sind nur annähernd beschrieben:

- a) Lautsubstituierend steht lat. *c*, *h*, *ch* für germ. *h*, *χ* (*Cimbri*, *Harudes*, *Cherusci* etc.), lat. *t*, griech. *τ* für germ. *þ* (*Atalaricus*, *Αταλαριχος*), lat. *th*, griech. *θ* für germ. *t* (*Gothi*, *Greuthungi*, *Γόθιγγου*). Prothetisches *h* steht häufig bei vokalisch anlautenden germ. Namen: *Heruler*, *Hermanaricus* etc.
- b) Latinisierungen, Keltisierungen etc. betreffen die Stamm- und Kasusendungen. Die Zuordnung der Stammklassen in den Ausgangs- und Zielsprachen ist oft eine Frage (vgl. Neumann 1987, Reichert 1987, XIX—XXVIII, Tischler 1989). Eine gewisse Gültigkeit scheint die Regel zu haben, daß die Wortwurzel unverändert übernommen wird, Wortendungen aber nach den Regeln der aufnehmenden Sprache behandelt werden — und dies hat auch Gültigkeit für die Erstglieder komponierter Namen. Das *o* in *Lombardi* sagt also nicht aus über den *ō*-*ā*-Wandel (Coetsem 1994, 167).
- c) Den nordgerm. Personennamenschatz, den O. von Friesen (1924, 82—116) noch stark von frk. Stämmen am Unterlauf des Rheins beeinflußt sah (unter Vermittlung der Heruler), beurteilt die heutige Forschung anders: Demnach entwickelt sich der nordgerm. Namenschatz weiter auf germ. Grundlage, ohne erkennbare westgerm. Beeinflussung (Peterson 1994). Nordische Sonderentwicklung wird im Gebrauch individueller theophorer Götternamen im Erstglied deutlich (*bór-*, *Frey-*). Auf germ. Stufe erschienen in dieser Position die allgemeinen Götternamen *Ansu-* und *Guða-* (Andersson 1995).

3.2.2. Ortsnamen (Toponyme und Hydronyme umfassend — eine Sammlung bietet Förstemann 1913—16), die mit Hilfe bestimmter Etyma und Suffixe gebildet werden, erstrecken sich über die gesamte Germania. Dabei ist eine Entwicklung vom Ableitungstypus zum Kompositionstypus festzustellen. Die ältere Stufe ist durch Konsonantenwechsel im Wurzelauslaut, Suffixbildungen mit *-r-*, *-s-*, *-st-*, *-str-*, *-ithi-* gekennzeichnet, die jüngere durch bestimmte Etyma (*-heimstatt/staðir*), die aber auch noch gemeingerm. Verbreitung zeigen. Strittig wird diskutiert, wie weit Skandinavien in ältester Zeit einzubeziehen ist (Andersson 1995, Udolph 1994, 830 ff.). In der VWZ zeigen sich erste toponymische Differenzierungen: die *-ithi*-Namen erscheinen in einem nordwestkontinentalen Gebiet, *-by-*, *-vin-* und *-lösa*-Namen in (teilweise begrenzten Gebieten von) Skandinavien (Andersson 1995, 21). Die *ingi*-Namen verbinden den Kontinent und Skandinavien. Die wikingerzeitlichen Kolonialgebiete (Island, Färöer) folgen der vwz-lichen Namengebung nicht mehr.

Auch die Folgen der Landnahme der Saxones, Angli und Iutae (Beda, Hist. eccles. I, 15) auf den britischen Inseln wurden unter namenkundlichen Gesichtspunkten diskutiert. Udolph kommt in einer jüngsten Untersuchung (1994) zu dem Ergebnis, daß die Wege nach England über die südlichen Niederlande, Belgien, Flandern und Nordfrankreich führten. Die Untersuchung der Wasserwörter (*adel, aha, baki/bakja, fenn* usw.) und der Ortsnamenelemente (*horst, kreek, lage, ufer* und *wapel*) legen nahe: Die Toponymien Flanderns und Nordfrankreichs sind fast immer letzte Ausläufer der germ. Expansion auf dem Kontinent, die sich dann in Kent, Sussex und Surrey fortsetzten (1994, 826).

3.2.3. Stammesnamen gewinnen u. a. Bedeutung, wenn sie sich mit Geländenamen verknüpfen lassen und so auf eine ursprüngliche Lokalisierung deuten: dän. *Himmerland*, (altdän. *Hymbersysäl*, südöstlich des Limfjords) und der Stamm der Kimbern, dän. *Ty* (altdän. *Thiuth*, nordwestlich des Limfjords) und die Teutonen, dän. *Vendsyssel* (altdän. *Vendel*, Nordspitze Jütlands) und die Vandalen, dän. *Harsyssel* (altdän. *Harthesyssel*, südlich des Limfjords) und die Haruden (Caesar: Harudes), dän. *Bornholm* (isl. *Borgundarholmr*) und die Burgunden. Stammesnamen gehören (als Selbstbezeichnungen) aber auch zu den *memoriae* der *Gentes*. Die etymologische Verwandtschaft der Namen der Goten, Gauten und Gutar (germ. *gutanz* und *gautōz*, Tacitus: *Gotones*, altschwed. *gutar* „Gotlandbewohner“ und Jordanes: *Gauti*, schwed. *Götland*) spricht weniger für eine gemeinsame topographisch bestimmbare Herkunft (etwa aus dem Gebiet des *Göta älv*, des Abflusses des Vänersees) sondern eher für eine ideelle Gemeinschaft dieser drei südlichen Ostseeanrainer, die sich auch in einer Stammesgeschichte (Jordanes, *Getica*) niederschlägt (Andersson 1996. Vgl. auch die Stammesartikel im Reallexikon 1972 ff.).

3.3. Rechtswortschatz

Mit dem Eintritt in den antiken Kulturbereich erfolgt — von Süden nach Norden fortschreitend — die Verschriftlichung der Rechtssatzungen. Man unterscheidet

1. Die *Leges barbarorum*, d. h. die lat. sprachigen Rechte der Westgoten, Burgunder, Franken und Langobarden (vom 5. bis 7. Jh. reichend), gefolgt von den karolingerzeitlichen Rechten der Bayern und Alemannen einerseits, der Sachsen, Thüringer und Friesen andererseits. Sie alle binden — in unterschiedlichen Graden — volkssprachige Bestandteile in den lat. Kontext ein. Diese volkssprachigen Bestandteile können bereits Lehnwortcharakter tragen, d. h. nach for-

maler Gestalt z. B. dem Frankolat. eingegliedert sein:

- *mallus/mallum* Gericht, das ein germ. **maþla-/mahla-* voraussetzt
- *laetus/letus/litus* Freigelassener zu germ. **lētiz*
- *wargus* Verbrecher aus germ. **warga-*.

Eine historische Schichtung dieses Wortschatzes hat St. Sonderegger vorgenommen (1965).

Ein begrenzteres Phänomen volkssprachiger Lexik (doch ähnlich hohen Alters) stellen die sog. *Malbergischen Glossen* (in den merowingischen Fassungen des *Pactus Legis Salicae* und der karolingischen *Lex Salica*) dar: Reste einer Mündlichkeit vor Gericht, die im lat. Kontext wiedergegeben wird (durch rom. Schreibertätigkeit stark korrumpiert). Nur selten lassen sich rechtliche Wendungen wie *nestigan thigo* „ich verstricke den Haftbaren“ erkennen (Schmidt-Wiegand 1989, 159), meist sind es einzelne Fachtermini, die aus mündlicher Rechtspflege übernommen wurden: *chrenecruda* (Erdwurf), *faidos* (Fehde), *chandrepus* (Handfesselung), *seolandefa* (Lebensgefährdung), *horhlot* (Einbruch mit Notzucht), *hleohuarbio* (Grabhügelöffnung) etc. Ob die Übernahme aus einer volkssprachig-germ. Mündlichkeit erfolgte oder ein bereits weitgehend romanisierter Sprachstand erreicht war, bleibt eine Frage (Jungandreas 1954 und 1955). Auch die sprachgeographische Lokalisierung dieser germ. Substratsprache ist strittig: Mit den altsalischen Stammländern im Schelde- und Küstenraum nördlich der Somme rechnen van Helten, Kern u. a., mit dem Westfränkischen in Gallien und Nordfrankreich Schützeichel, Schmidt-Wiegand (Schmidt-Wiegand 1989, 167). Baesecke glaubte, in den „Malbergischen Glossen“ die volkssprachlichen Entsprechungen zum lat. fixierten Text greifen zu können — „als immer noch nicht ganz verklungenes Zeugnis altfränkischer Rechtsbelehrung und eines werdenden Schrifttums in dem absterbenden Deutsch Westfrankens“ (1950, 55 — dazu Schmidt-Wiegand 1985, 1193 f.). Um die Deutung dieser Reste einer Mündlichkeit „vor Gericht“ (*in mallobergo*) haben sich zahlreiche Autoren bemüht (van Helten 1900, v. Kralik 1913, Baesecke 1935, Jungandreas 1954, 1955, Sonderegger 1965, v. d. Rhee 1970, Gysseling 1976, Siewert 1993). Neuere Arbeiten suchen einen Zugang über Wortfelduntersuchungen zu gewinnen (Munske 1973, Schmidt-Wiegand 1981, Hüpper-Dröge 1981, Niederhellmann 1983, v. Olberg 1991 u. a.).

2. Die volkssprachigen Rechte der Angelsachsen gehören dem 7. Jh. an (Kent, Wessex), gefolgt von der Gesetzessammlung Alfreds des Großen (871—899). Die gleichfalls volkssprachi-

gen Landschaftsrechte des nordgerm. Sprachbereichs fanden erst vom 12. Jh. an eine schriftliche Fixierung.

4. Die Gentes und das Völkerwanderungs-Germanische

Die Vorstellung, das VW-Germ., das sich in den vorgenannten Quellen und Zeugnissen manifestiert, sei die Summe organisch gewachsener Stammessprachen, ist zu revidieren:

- a. Die sog. Stammessprachen sind nicht allgemein nach dem romantischen Organonmodell aus einer „Verastung“ eines vorausgehenden germ. Sprach-„zweiges“ zu verstehen (wie z. B. Grimm 1848, XV, meinte).
- b. „Stämme“ decken sich nicht generell mit dialektal definierbaren Spracheinheiten (Grimm 1870, XII, Kauffmann 1913, 401: Sprachgemeinschaft = Kulturgemeinschaft = Volksgemeinschaft).

Die Gleichung Stamm = biologische Abstammungseinheit = organisch entwickelte Spracheinheit vermag nicht die soziale und sprachliche Realität der VWZ zu erfassen. Die Stammesgenese verlief vielmehr als ein vielschichtiger Prozeß, der zu einem gemeinsamen Stammesbewusstsein als dem eigentlich einigenden Band führte, der also als ein ideeller Vorgang zu begreifen ist (Wenskus 1961, 429 ff.). Inwieweit eine gemeinsame Sprache zu diesem Wir-Bewußtsein beitrug, ist eine nicht generell zu beantwortende Frage. Auch die antiken Autoren nennen Sprache als ethnosdifferenzierendes Kriterium (Caesar, B. Gall. I, 1 spricht von *lingua, instituta, leges*), ohne jedoch das Argument praktisch zu verwenden (vgl. Tacitus, Germ. c. 45 u. 46, über Sprache und Kultur der Aistii, Bastarnae). Auch ist zu bedenken, daß die differierenden Stammesdialekte nicht generell am Anfang der VWZ stehen, sondern an ihrem Ende (eine Entwicklung, in der auch der gemeinsame Germanen-Name mehr und mehr schwindet).

Die sprachrelevanten Gentes lassen sich in der Ordnung ihres zeitlichen Auftretens gliedern:

- a. eine ältere, mindestens der älteren römischen Kaiserzeit zuzurechnende Gruppe. Mit abgebrochener Tradition gehören dazu die *Gutones* (*Goten*, Wrede 1891. Umstritten ist die sprachliche Provenienz der sog. *Krimgoten*, Stearns 1989), *Vandilii* (*Wandalen*, Wrede 1886), *Heruli* (*Erulen*) und *Langobardi* (Meyer 1877, Bruckner 1895, Mitzka 1951, van der Rhee 1970, Scardigli 1978, Tischler 1989). Bis in die Neuzeit reichen die Namentradi-tionen der *Suiones* (*Svear*, das heutige *Sveamål* wird in Uppland und Umgebung gesprochen), *Gautai* (d. h. *Gautoi* = aschwed. *Götar* — Zentrum des heutigen *Götamål* ist Vätergötland), *Gutar* (*Gotländska* = Dialekt der Gotländer), der *Anglii* (*Angeln*), *Saxones* (*Sachsen*) und *Frisii* (*Frisiones*, *Friesen*) im Küstengebiet und der mittelländischen *Suebi* (*Schwaben*). Nur bedingt gehören

hierher die *Burgundiones* (Wackernagel 1874, Kögel 1893, Hempl 1908).

- b. eine mittlere, dem 3. Jh. zuzuschreibende Gruppe umfaßt die *Alamannen* und *Franken*.
- c. zu einer jüngeren, dem 4. bis 6. Jh. angehörigen Gruppe zählen die *Jutae* (*Jüten*), *Thüringer* (die Verbindung mit dem *Hermunduren*-Namen weist allerdings auf die ältere Kaiserzeit zurück), *Bai-ern*, *Hessen* (mit einer lautlich kontrovers beurteilten Verbindung zu den *Chatti*, einem Stamm, den schon Tacitus nennt) und *Dänen*, die nach Jordanes (*Getica* 3, 23) aus Schweden kamen — und (nach Prokop, B. Got. II, 15) um 550 im südlichen Teil der jütländischen Halbinsel gesessen haben.

Unter sprachhistorischen Gesichtspunkten sind auch die Stammesbünde bedeutsam (wie sprach-relevant die genealogisch begründete Dreier-gruppierung des Tacitus in *Ingwäonen*, *Herminonen* und *Istwäonen*, Germ. c. 2, und die Einteilung in 5 *genera* durch Plinius, Nat. hist. IV, 28, ist, ist eine eigene Frage):

- a. der Gotenbund, dem nach Prokop (Vandalenkrieg I, 2) vor allem die (Ost)Goten, Vandalen, Visigoten und Gepiden angehörten (die teilweise einem lugisch-wandalischen Großverband entwachsen). Sie führten zwar verschiedene Namen, stimmten aber nach äußerer Erscheinung, Gesetzesobservanz, Glaubenszugehörigkeit (d. i. Arianismus) und Sprache überein (vgl. auch Prokop, B. Got. VII, 2). Baesecke (1930, 157) bemerkt: „Es scheint mir nicht richtig, die Bezeichnung gotisch auf die Sprache der Goten zu beschränken, denn Gotisch ist die Weltsprache der ostgermanischen Arianer, die von Rußland bis Afrika reicht, die schon im 4. Jh. das Deutsch des achten an Selbständigkeit und Anziehungskraft übertrifft“. Die großen sprachlichen und dichterischen Leistungen der Goten bestanden in der Bibelübersetzung des Wulfila, der (möglichen) Schöpfung des Heldenliedes und einer ersten, vorbildhaften Rechtskodifikation (dem *Codex Euricianus*).

- b. der Sweben-, Alamannenbund. Die antiken Nachrichten über die Suebi deuten auf eine Führungsrolle dieses alten Stammes, dem sich zahlreiche Gentes zuordneten. Der im 6. Jh. neben *Alamanni* wieder auftauchende Name *Suebi* wird als Indiz für eine elbgerm. Herkunft mindestens eines Kernteiles der Alamannen angesehen (Maurer 1952, 53. Keller 1989 — J. Grimm nannte die Hochdeutschen die „lebendigsten“ Deutschen). Die Ethnogenese des Alamannenbundes vollzog sich vom 3. Jh. an (mit der Überschreitung des obergerm.-rätischen Limes und einer weiteren Kolonisationsphase, die im 5. Jh. über Ober- und Mittelrhein, über Iller und Lech führte). Die terminologische Unterscheidung

von *Alem.* und *Schwäb.* führte erst die neuere Dialektologie ein.

c. der Frankenbund, der um die Mitte des 3. Jhs. *Chamaver, Brukerer, Chattvarier, Amsivarier* (und *Chatten?*) umfaßte. In zwei Expansionsrichtungen weist die merowingerzeitliche Geschichte der Franken: eine südliche rheinaufwärts (die der wmd. Sprachlandschaft zugrundeliegt) und eine südwestliche an die Somme, die zur Ausbildung des sog. Wfrk. führte (und zu einer sprachlichen Unterscheidung von Nord- und Südgalien beitrug. Petri 1973, Schützeichel 1976).

5. Das Völkerwanderungs-Germanische und seine Gliederung

Die frühe Germanistik suchte das Problem des VW-Germ. mit dem Konzept des Stammbaumes zu bewältigen: Der germ. Sprachzweig habe sich durch wiederholte „Verastung“ in Einzelsprachen gespalten, an deren Ende die frühmittelalterlichen Literatursprachen gestanden haben sollen. Das 19. Jh. lieferte aber auch schon die Grundlagen einer Sprachauffassung, die diese Anschauung zu überwinden half: die sog. Wellentheorie, die der heutigen Sprachkontaktforschung nahesteht, und das *energeia-Konzept*, das das Sprachgeschehen als einen dynamischen Prozeß versteht (von „Entfaltung“ sprach W. von Humboldt — aufgenommen von Höfler 1955/56). Nicht die Wanderung als solche bzw. die Verastung ist das relevante Moment einer vwz-lichen Sprachendifferenzierung, sondern die damit gegebenen Bedingungen externer und interner Art: interferierende Einflüsse von Kontaktsprachen einerseits, die Sprachdynamik bestimmende Faktoren andererseits. Zu letzteren zählen nicht nur aus dem Sprachsystem selbst kommende Tendenzen (*drift* etc.), sondern auch bewußtseinsmäßige Bedingungen: „Wie sollte es anders sein, als daß ein so heftiger aufbruch des volks nicht auch seine sprache erregt hätte“ (Grimm 1848, 437). Demnach orientieren sich neuere Arbeiten einerseits an kontaktsprachlichen/sprachgeographischen Gesichtspunkten, andererseits am intern-sprachdynamischen Entfaltungsgedanken. Dabei gilt für beide der Grundsatz: „Die Kriterien einer engeren Gemeinschaft können nur in positiven Übereinstimmungen der betreffenden Sprachen, die zugleich Abweichungen von den übrigen sind, gefunden werden“ (Leskien 1876, XIII). Übereinstimmender ererbter Besitz und Ergebnisse aus der Entfaltung sprachimmanenter Kräfte haben in diesem Sinne keine beweisende Kraft (Maurer 1952, 64).

1. Die Zweier- oder Dreiergliederung (Ost- und Westgerm., Nord-, Ost-, Westgerm.) ersetzte Maurer (1952) durch eine Fünfergliederung: Elbgerm. (aus denen sich Alamannen, Baiern, Langobarden lösten), Oder-Weichsel-Germ. (aus elbgerm. Ausweitung entstanden und seit Christi Geburt vermehrt um die aus dem Nordgerm. kommenden Goten und Wandalen), Nordgermanen, Nordseegerm. (aus denen sich Friesen, Angeln und Sachsen ableiteten) und Weser-Rhein-Germ. (Franken, Hessen u. a.). Vom letzten vorchristlichen bis zum 3. nachchristlichen Jh. habe diese Gliederung gegolten. Maurers Sicht beruht auf

a. dialektgeographischen Einsichten, die mit zeitlichen Schichtungen und Überschneidungen rechnen (von „kolonialen Durchschnittsprachen“, „neuen Gemeinschaftssprachen“ spricht Maurer),

b. kulturmorphologischen Hypothesen, nach denen Kulturprovinzen im Blick auf Sprache, Verkehrs-räume, Hausbau etc. homolog strukturiert seien.

Das Stammbaumdenken ist hier nur teilweise aufgegeben. Die neuen Thesen (mit der Annahme archäologisch definierter Kulturräume) wecken aber auch als solche Kritik.

2. Westgerm. kommt in Maurers Sicht nirgends als Existenzform vor (Maurer 1951). Nicht als sprachhistorischer Begriff wird Westgerm. gebraucht, sondern allenfalls als ein taxonomischer (klassifikatorischer) begriffen, der gewisse Sprachen nach merowingerzeitlichen Ausgleicherscheinungen des 4.—7. Jhs. zusammenfaßt. Eines der stärksten Argumente der alten Westgerm.-these war die 2. Pers. Sg. des Prät. der starken Verba auf *-i* (ahd. *nāmi-* gegenüber got. nord. *namt*). Vermutlich handelt es sich sowohl bei den „wgerm.“ Formen auf *-i* wie bei den übrigen ost- und nordgerm. auf *-t* um Ausgleichsformen, Neuerungen also, die zwei großflächige Sprachareale charakterisieren (Rosenfeld 1964).

3. Mit einem Gotonordisch rechnet Schwarz (1951). Die Goten seien aus dem schwed. Gautland gekommen, daher sei ihre Sprache ein Zweig des Nordischen. Dafür spräche u. a. der Zusammenfall von *ō* und *ū* im Hiatt (got. *bauan*, ostnord. *bōa* < *būan*) und die erweiterte Endung *-na* in der 3. Pers. pl. des Optativ (got. *bairaina*, ostnord. *-aina*). Auf gleichem theoretischem Fundament stehen auch Begriffe wie Anglofries. (Kennzeichen z. B. die Entrundung der durch Umlaut entstandenen *ö, ü* zu *e, i* oder *e*) und Ingwäonisch (Anglofries. und Nsächs.: Kennzeichen etwa die Sibilierung der palatalen Verschlusslaute *k* und *g* — im Nd. wieder geschwun-

den — vgl. Heeroma 1970), soweit sie auf dem *parent-language-Begriff* beruhen.

4. Weitgehende Anerkennung fand ein Modell, das nach der frühen Abspaltung des Ostgerm. (Gotischen) mit einer relativ undifferenzierten Einheit 'Nordwestgerm.' rechnet. In kontroverser Beurteilung blieb aber die Frage, wann diese postulierte Einheit einer weiteren Differenzierung wich, so daß dann zu sprechen wäre von einem Nordgerm. (Urnordischen) und einem Westgerm. (das oft in einem nördlichen 'nordseegerm.', 'ingowäonischen' und einem südlichen 'deutschen' Zweig unterteilt wird, wobei dem Altsächs. eine gewisse Mittelstellung eingeräumt wird). Während Kuhn (1969, 228) eine nordwestgerm. Einheit („von einzelnen Sondierungen“ abgesehen) noch um ca. 500 n. Chr. annimmt (von ihm auch 'Spätgemeingerm.' genannt), rechnet Grønvik (1981, 61 ff.) mit einem ausgeprägten Westgerm. von ca. 50 v. — 150 n. Chr. — und als Folge davon mit einem ebenso alten gesonderten Nordgerm.

Die neuere Forschung verwendet Begriffe wie 'Ostseegerm.' und 'Nordseegerm.' mit der Annahme, daß das Meer ein kontaktförderndes Element darstelle (Kuhn 1969, 196 ff., 253 ff., 267 ff.). Andere Autoren sprechen von (oder rechnen mit) einem „nordwestgerm. Kontinuum“, in dem Fries. zwischen den Enden des Kontinuums Engl. und Sächs. anzusiedeln sei (Stiles 1995, Hines 1995, Klein 1990, Nielsen 1985, 1989 und 1994, Marold 1995). Weiter äußerten sich zur Frage der Ausgliederung Rösler 1962, Schirmunski 1965, Hoenigswald 1966, Lehmann 1966, Kufner 1972, Salmoms 1985, Vennemann 1988.

6. Das Völkerwanderungs-Germanische und die theoretischen Grundlagen

6.1. Sprachverastung

Die (von J. Grimm sog.) *Verastung* sucht die Verwandtschaftsverhältnisse von ieur. und germ. Sprachen als eine Abfolge von Spaltungen zu begreifen, die in immer größerer Differenzierung und trotz gegenseitiger Berührungen ihre ererbte Individualität bewahren. Ungeachtet aller Kritik an dieser biologischen/genealogischen Begrifflichkeit hat die Idee vom Sprach-„Organismus“, der durch innersprachliche Tendenzen (Entfaltung, *drift* etc.) eine zielgerichtete Entwicklung nimmt, Beachtung behalten. Wenn die Akzentmodifikation als ein konditionierender Faktor des Urgerm. begriffen wird, kann die VWZ als eine Epoche gelten, in der dieser innersprachliche Faktor zu einer ersten Spaltung des Germ. führte. Die konsonanten- und umlautbedingte *e-/*

i- Verteilung im Nord-/Westgerm. (*i* > *e* durch *a*-Umlaut, *e* > *i* durch *i*-Umlaut und vor *n*, *m* + *Konsonant*) erfährt im Gotischen eine Rekonditionierung: *e* vor den Konsonanten *r*, *h*, *hw*, *i* in allen anderen Fällen (Coetsem 1994, 82 ff.). Die Regelmäßigkeit des got. Vokalismus ist ein Indiz für eine fortgeschrittene Entwicklung und eine frühe Abspaltung vom übrigen Germ.

6.2. Sprachkontinuum

Das Verastungsmodell hat bereits im letzten Jh. durch H. Schuchardt und J. Schmidt Kritik erfahren. Schmidt (1872, 26 ff.) setzte dagegen die Idee einer urspr. Spracheinheit, deren Peripherieareale durch „continuierliche varietäten“ miteinander vermittelt waren. „Scharfe sprachgrenzen“ entstanden innerhalb dieses Kontinuums dadurch, daß ein Stamm durch „politische, religiöse, sociale oder sonstige verhältnisse ein Übergewicht über seine nächste umgebung gewann“ (1872, 28). In der neueren Sprachwissenschaft lebt dieser Gedanke wieder auf, wenn bei der Beschreibung sprachlicher Phänomene an die Stelle von sich ausschließenden Klassifizierungen Skalen, Graduale, Kontinua gesetzt werden. Im Zusammenhang einer germanistischen Sprachgeschichte ist dieser Gedanke fruchtbar zu machen, wenn unter Urgerm. ein Sprachareal verstanden wird, das in seiner ursprünglichen Kleinräumigkeit (die Allgemeingültigkeit der ersten Lautverschiebung in allen germ. Dialekten ist ein Indiz dafür) und anschließenden ersten Expansion von kontinuierlichen Varietäten ohne scharfe Sprachgrenzen bestimmt war. Die VWZ brachte insofern eine Neuerung, als neben die Expansion auch die Migration trat, das Kontinuum damit zerriß und im Ausgangs- und Zielgebiet scharfe Sprachgrenzen auftreten mußten — ganz abgesehen von inneren sozialen und politischen Veränderungen, die zur Ausbildung von Sprachgrenzen führen konnten (Stammesbildung durch Akkumulation: Wenskus 1961, 430 ff.). Die VWZ ist also dadurch charakterisiert, daß Expansion und Migration nebeneinander traten, ein germ. Sprachkontinuum einem germ. Dialektareal wich. Als Veranschaulichungsfall kann die Ausweitung des bair. Sprachareals in früh- und hochmittelalterlicher Zeit dienen. Eine Expansion, d. h. eine graduelle Erweiterung des Siedlungsraumes, führte zur Einbeziehung von Ober- und Niederösterreich, von Steiermark, Kärnten und Tirol in den bairischen Sprachraum. Das so entstandene Oobd. (Bair.-Öst.) zeichnet sich durch eine relative Einheitlichkeit mit der Ausgangssprache aus. Anders verlief die Entwicklung des Omd.- und Ond., deren Mundarten eher durch Migrationen

(Fernsiedlungen gegenüber Nahsiedlungen) bestimmt waren. Auf eine bair. Migration führen sich andererseits die Außenmundarten der Sieben und Dreizehn Gemeinden in Norditalien zurück. Sie entstanden durch bair. Fernsiedlung (mit Spuren alam. Beimischung) im 11. und 12. Jh. in rom.-sprachiger Umgebung (in den Provinzen Vicenza und Verona. vgl. Matzel 1989). Das „Zimbrische“ ist m. a. W. eine Folge von Migration, das Oobd. eine Folge von Expansion.

Bedenkenswert ist die Annahme, daß die heutige dt.-dän. Sprachgrenze eine vwz-liche Ursache hat: die Abwanderung der Angeln nach England. Beda (I, 15) sagt von der Landschaft Angulus, daß sie bis auf seine Tage verlassen zwischen den Gebieten der Jüten und Sachsen geblieben war: *desertus inter prouincias Iutarum et Saxonum*. Die sich hier ausbildende westgerm.-nordgerm. Sprachgrenze darf als eine „scharfe“ Grenze gelten, verursacht durch einen Kontinuumsbruch. Weitere (mehr oder weniger) „scharfe“ Sprachgrenzen heutiger Zeit, bei denen vwz-liches Alter diskutiert wurde, sind u. a.:

- die Lechgrenze als Scheide zwischen dem Schwäb. und Bair. (Moser 1952, 139),
- die Grenze zwischen Nfrk.- und Mfrk. als alte Stammesgrenze zwischen den älteren salischen und den jüngeren rib. Franken (Mitzka 1951/52, 69)
- die nd.-hd. Sprachgrenze als alte Sachsendgrenze (Mitzka 1951/52, 71, dazu Frings 1957, 44),
- das Dreimundartengebiet im schwäb.-bayerischen Ries, das auf alter alem.-bair.-frk. Siedlertätigkeit beruhen soll (Mitzka 1951/52, 68 f.).

Diesen Hypothesen stehen heute aber Annahmen gegenüber, die in Dialektgrenzen vornehmlich Ergebnisse spätmittelalterlicher Territorialgeschichte und Verkehrsverhältnisse sehen. Auch die Ansicht, daß eine „Anzahl der grundlegenden mundartlichen Unterschiede des Englischen sicherlich auf die alten Siedlungsgrenzen zurückgeht“ (Brunner 1960, 18), wird heute nicht mehr geteilt. Dialektgrenzen im skand. Sprachraum werden erst in der Zeit um 600, dem Beginn tiefgreifender phonologischer und morphologischer Veränderungen, manifest.

Als hervorragender Vertreter der *linguistica spaziale* formulierte Matteo Bartoli areallinguistische Regeln, von denen eine allgemeine Anerkennung gefunden hat: die sog. Norm der Seitenareale. Sie besagt: Wenn von zwei sprachlichen Formen (gleichen Bedeutungsgehalts) eine im peripheren Areal, die andere im zentralen gefunden wird, ist erstere gewöhnlich die ältere (vgl. Manczac 1988, 349—355). Wenn auch der Wort-

schatz als der beweglichste Teil im sprachlichen Aufbau gelten muß, so haben wortgeographische Untersuchungen doch auch die Frage nach vwz-lichen Sprachkontakten und -kontinua aufgeworfen. F. Wrede vertrat die These, Obd. sei ein got. beeinflusstes Wgerm., Anglofries. repräsentiere das eigentliche Altgerm. (Wrede 1919/24). Braune glaubte, die Übereinstimmungen von Tatian und Abrogans ruhten auf der Grundlage des Awgerm. (speziell des Swgerm. Braune 1918). Auch Frings sah einen großen Südost-Nordwestablauf, modifizierte Wrede aber insoweit, als er bereits in vorgeschichtlicher Zeit eine sprachliche Sonderstellung der Alamannen und Baiern vermutete, die sie vom übrigen Wgerm. trennte und mit den Ogerm. verband (Frings 1966, 9 ff., 196 ff.). Im Blick auf die Norm der Seitenareale fanden auch ngerm. — alam. Übereinstimmungen Beachtung (Maurer 1952).

Wenn sich in Expansion und Migration der Raum als ein konditionierender Faktor sprachgeschichtlicher Entwicklung erweist, so gilt gleiches auch für die Zeit. Einer der von K. Haag formulierten Sätze über Sprachbewegung lautet: „Erloschene politische Grenzen wirken als Schranken gegen die sprachliche Bewegung nicht länger als 300 Jahre nach, die Wirkung neuer Grenzen zeigt sich schon deutlich nach 30 bis 40 Jahren“ (Haag 1900, 141). Die höchst unterschiedliche Lebensdauer der vwz-lichen Genetes muß m. a. W. in die Beurteilung ihrer sprachlichen Konstituierung eingehen.

6.3. Sprachkontakt

Eine Erkenntnis der areallinguistischen Gegenwartsforschung ist auch sprachhistorisch von Bedeutung: die Interdependenz von sprachlichem Wandel und lingualem Kontakt. Die Wechselwirkungen bewegen sich zwischen den Polen Hochkontakt und Niedrigkontakt — d. h. den Enden eines Kontinuums, das von Hochkontakt-Sprachen/Dialekten bis zu Niedrigkontakt-Sprachen/Dialekten reicht (Andersen 1988, Trudgill 1989). Die Unterschiede beeinflussen Geschwindigkeit und Art des Sprachwandels. Unter dem Gesichtspunkt der Geschwindigkeit gilt: Periphere oder isolierte Areale neigen zu einem geringeren, zentrale zu einem rascheren Tempo sprachlicher Entwicklung. Auch die Art des Wandels ist kontaktabhängig. Hochkontakte führen tendenziell vom synthetischen zum analytischen Sprachbau mit einer Reduktion von Redundanzen, Zunahme von Regularität, Variantenabbau, Aufgabe von Kasusmarkierungen, Zunahme im Präpositionengebrauch und periphrastischen Verbformen, Restriktionen in der Wortstellung usw. Niedrigkontaktsprachen stehen am anderen Ende des Kontinuums: sie halten an Ir-

regularitäten fest und bewahren insgesamt einen konservativeren Sprachbau.

Das vwz-liche Areal umfaßt die volle Spanne von Hoch- und Niedrigkontakt-Sprachen und -Dialekten. Die Unterscheidung von „Sprachen“ und „Dialekten“ deutet dabei auf Sprachkontakte einerseits zwischen Varianten germ. und außergerm., andererseits zwischen Varianten innergerm. Provenienz. Migrationen, die in ausschließlich außergerm. Sprachkontakte führten, mußten im Blick auf die hergebrachte Sprache niedrigkontaktiger Art gewesen sein. Dazu zählen die frühen Wanderungen der Bastarnen und Skiren, Kimbern und Teutonen. Soweit sie ihre Ausgangssprachen erhalten haben, mußten diese wie Sprachinseln in fremdsprachiger Umgebung erscheinen: Die Kimbern-Teutonenwanderung bewegte sich vornehmlich im keltischen Sprachraum, die Bastarnen- und Skirenmigration in der getisch-thrakisch-sarmatischen Sprachumgebung des Balkans. Anders stellte sich das Problem dort, wo Migration und Expansion einen Kontakt mit nahen Sprachen und/oder verwandten Dialekten einschloß.

Im Blick auf Sprachkontakte ist die Geschichte der im Osten des germ. Siedlungsraumes wohnenden Stämme folgenreich, die — dem migrierenden Typus angehörig — sich sprachlich (und ethnisch) nicht behaupten konnten (Gepiden, Rugier, Skiren, Bastarnen, Wandalen, Goten). Die große slaw. Westexpansion, die zu einer neuen Lagerung der slaw.-dt. Kontaktzone führte, steht mit der Abwanderung dieser Stämme in Verbindung und verlagert den germ. Sprachraum insgesamt in westliche Richtung. Um Christi Geburt sind die Goten am Südufer der Ostsee nachweisbar. Ihr Großreich erstreckt sich schließlich bis an den Pontus, wo sie sich teilen: In *Wisigothi* (die schließlich 711 in Spanien den Arabern unterliegen) und *Ostrogothi* (deren Reich 552 in Italien den Byzantinern zum Opfer fällt) — in Mösien soll noch im 9. Jh. got. gepredigt worden sein (Hempel 1953, 9). Zu den sog. Krimgoten vgl. oben. Als ursprünglich der Swebengruppe östlich benachbart, wäre zwischen diesen und den Goten ein sprachliches Kontinuum zu erwarten. Das Fehlen solcher Übergänge — und teilweise eine Nähe zum Nordgerm. — fordert eine Erklärung: Sind die Goten (wie ihre Stammesgeschichte behauptet) aus *Scandza* eingewandert oder liegen so starke politisch-soziale Differenzen vor, daß damit scharfe Sprachgrenzen zu verbinden sind? Was bedeuten in diesem Zusammenhang die Stammesnamen mit *þiuda* (Volk) bei nördlichen und östlichen Gentes: *Gutþiuda* „Gotenvolk“, *Sviþioð*, *Gautþioð* (Volk/Land der Sviar, Gautar)?

Engelþeod, *Saxþeod* sind wohl aus der alten Heimat nach England gebracht worden (Wenskus 1961, 49. Much 1936, 501 f.) Führte die Migration der Goten zunächst in fremdsprachige Umgebung, so gerieten sie später wieder in Kontakt zu germ.sprachiger Bevölkerung (Ausbreitung des arianischen Glaubens). Eine späte gemeinsame Neuerung der Oststämme ist die Verengung des \bar{e} zu \bar{i} (dem im übrigen Germ. eine ältere Öffnung zu \bar{a} gegenübersteht).

Eine weitere Gruppe bilden die Gentes, die in die ältere Überlieferungsschicht zurückreichen und die VWZ auch überdauert haben. Die Langobarden (die nach eigener Stammesgeschichte urspr. *Winniler* hießen) begeben sich ca. 100 v. Chr. auf Wanderung. Die frk. Unterwerfung 774 führte erst in den folgenden Jh. zur sprachlichen Desintegration, so daß insgesamt mit einer Stammesgeschichte von ca. 1000 Jahren zu rechnen ist. Sprachhistorisch relevant ist nicht nur die Tatsache, daß antike Autoren und eigene Stammesüberlieferung die verhältnismäßige Kleinheit des Stammes betonen (Wenskus 1961, 490), auch ein „Kulturwechsel“ in den donauländischen Sätzen („Verreiterung“ und Einbeziehung anderssprachiger Bevölkerungen) spricht für ein Langob., das als Produkt der Wanderzeit zu gelten hat (und nicht als bruchloses Traditionsgut). Andere Bedingungen bestimmen die Geschichte der Friesen und Sachsen. Zwar gerieten auch sie letztlich unter frk. Herrschaft (durch Karl d. Gr.), doch gehören beide dem Expansionstypus an: die Sachsen von einem rechtselbischen Stammesland ausgehend, die Friesen urspr. im Marschland westlich der Ems siedelnd. Expansionsbedingungen liegen auch bei den skand. Stämmen der Svear, Götter und Gutar vor — in verminderter Form auch bei den Dani, die um 550 das südliche Jütland in Besitz hielten — ausgehend vom südlichen Schweden (Jordanes, *Getica*, c. 3). Franken und Alamannen, eine weitere Gruppe, greifen vom 3. Jh. an in weitgreifenden Expansionen in rom.sprachiges und teilweise noch kelt.sprachiges Gebiet aus (Schützeichel 1976, 94 ff., Weisgerber 1939, 43 ff.). Die politische Dominanz der Frk. zur Merowingerzeit steht in Parallele zu einem weitreichenden Sprachausgleich, der unter dem Begriff Wgerm. gefaßt wird. Mit den Alem. — und Frk. (Schützeichel 1976, 183 ff.) — wird die sog. hd. Lautverschiebung verbunden, die zur Ausbildung der hd.-nd. Sprachgrenze führt.

6.4. Sprachsoziologie

Soziolinguistische Forschungen zeigen, daß Sprachwandel innerhalb einer Gesellschaft vom Grad der Sozialbindung abhängig ist. In einer so-

zialen Hierarchie mit Mittel-, Ober- und Unterschicht ist erstere durch eine offenere und schwächere Sozialbindung gekennzeichnet als die höhere und niedrigere Schicht. Starken Sozialbindungen ist eine bewahrende Kraft eigen. Sie wirken relativ abweisend gegenüber Innovationen von außen. Schwächere Sozialbindung ist dagegen gleichbedeutend mit einer Offenheit für Innovationen — und damit auch für sprachlichen Wandel. Weiter gilt: Soziale oder geographische Mobilität fördert geringere Grade der Sozialbindung. Auf eine Makroebene übertragen, bedeutet dies: Gesellschaften mit hoher sozialer und geographischer Mobilität tendieren dazu, Sozialbindungen zu lockern und damit auch erhöhte Voraussetzungen für Innovationen zu schaffen. Für den Sprachwandel ziehen J. und L. Milroy daraus den Schluß: *Linguistic change is slow to the extent that the relevant populations are well established and bound by strong ties, whereas it is rapid to the extent that weak ties exist in populations* (J. Milroy und L. Milroy 1985, Labov 1980).

Gemessen an diesen Erkenntnissen, kann für die vwz-lichen Gentes gesagt werden:

Eine starke soziale Mobilität muß in der Regel für die migrierenden Gentes vorausgesetzt werden. Nur in einem geringeren Grade gilt das auch für die Expandierenden. „Wandernde Einheiten sind auch soziologisch in Bewegung“ (Mühlmann 1951, 6). Analog ist damit eine entsprechende schwächere oder stärkere Sozialbindung und Neigung zu sprachlicher Innovation zu vermuten.

In der sozialen Schichtung ist es offenbar die höchstplazierte (oder eine Teilgruppe, die dieser Schicht angehört: die *antiqui homines*, die „Alten und Kundigen“, die *pulir* — vgl. Heusler 1957, 83), die das sprachliche und stammesgeschichtliche Traditionsgut wahrt. Wenskus spricht in diesem Zusammenhang von „Traditionskernen“ (1961, 75 ff.). Ihnen ist die Pflege des gentilen *memoriae et annalium genus* (des Stammesgedächtnisses, Tacitus, Germ. c. 2) zuzuschreiben — so wie erhaltene *memoriae* auf die Existenz solcher Traditionskerne deuten. Von Bedeutung sind hier die großen Stammesgeschichten: von Cassiodor — Jordanes (Gotengeschichte), über Gregor von Tours (Frankengeschichte), Beda Venerabilis (*Historia Ecclesiastica gentis Anglorum*) bis zu Paulus Diaconus (*Historia Langobardorum*) reichend. Die stammeseigene orale Überlieferung geht dabei in unterschiedlicher Weise in die literarische Darstellung ein.

Cassiodor folgt der heimischen Überlieferung bis zur Insel *Scandza* zurück, der *officina*

gentium, während Isidor von Sevilla seine *Historia vel origo Gothorum* ausschließlich auf literarische Quellen gründet. Aus der Summe literarischer Indizien mag man für die orale Epoche auf die Formen Heldenlied, Zeitgedicht, Fürstentafeln schließen, die neben Mythos und Recht der Traditionspflege zuzurechnen sind.

Die Gründung des Wir-Bewußtseins der germ. Gentes der VWZ auf die Vorstellung von genealogisch-ethnischen Voraussetzungen legen nahe:

a. die Beobachtung, daß bei Langobarden, Franken, Burgunden und Angelsachsen *fara* (appellativisch und teilweise toponymisch verwendet) als Bezeichnung der landnehmenden Fahrtgenossenschaft dient. Verschiedentliche Bedeutungsentwicklungen zu Familie, Sippe (*faras hoc est generationes vel lineas*, Paulus Diaconus II, 9) legen nahe, daß der organisierende Faktor solcher Landnahmeverbände in der Vorstellung verwandtschaftlicher Bindung lag (vgl. Reallexikon, s. v. *Fara*).

b. die Nachrichten darüber, daß das Bewußtsein ethnischer Sonderart das Handeln bestimmt: Die Rugier, ein gotischer Stamm, behaupten auch unter Theoderich ihre Sonderstellung (mit fremden Frauen gingen sie keine Verbindung ein und bewahrten so ihrem Ethnos eine reine Nachkommenschaft, Prokop, B. Got. II, 2). Die von Alboin zur Unterstützung gerufenen Sachsen (angeblich mehr als 20 000 Mann) lassen sich nicht in die langob. Landnahme integrieren und ziehen wieder in ihre Heimat zurück (Paulus Diaconus III, 6). Die im römischen Gebiet sesshaften Heruler schicken eine Gesandtschaft zur fernen Insel Thule, um unter ihren dort verbliebenen Stammesgenossen einen Mann königlichen Geblüts ausfindig zu machen (Prokop, B. Got. II, 15).

Das VW-Germ. organisiert sich unter den Bedingungen einer zeitspezifischen Denkform (von *Gentilismus* spricht Wenskus, 1961, 2 u. ö.) und im Spannungsfeld von Bewegung und Beharren, von Migration und Expansion.

7. Literatur (in Auswahl)

7.1. Quellen

Anonymus Valesianus. Hrsg. v. Theodor Mommsen. In: MGH, AA 9, 1892, 314 ff.

Beda Venerabilis, *Historia Ecclesiastica gentis Anglorum* I—V. Hrsg. v. Charles Plummer. Oxford 1956.

Caesar, Julius C., *De bello Gallico libri VII*. Hrsg. v. Otto Seel, C. Iulii Caesaris commentarii 1, 1961.

Cassiodor, *Variae epistulae*. Hrsg. v. Theodor Mommsen. In: MGH, AA 12, 1894, 1 ff.

Gregor von Tours, *Historia Francorum*. Hrsg. v. Rudolf Buchner, *Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters* 2 und 3. Darmstadt 1959.

Isidor von Sevilla, *Historia vel origo Gothorum*. Hrsg. v. Theodor Mommsen. In: MGH, AA 11, 1894, 267 ff.

Jordanes, *Getica*. Hrsg. v. Theodor Mommsen. In: MGH, AA 5, 1, 1882, 53 ff.

Leges barbarorum, hrsg. in der Reihe: MGH. *Leges nationum Germanicarum*. [Zu weiteren Ausgaben vgl. Hermann Conrad, *Deutsche Rechtsgeschichte*, Bd. 1. 2. Aufl. Karlsruhe 1962, 138 ff.].

Paulus Diaconus, *Historia Langobardorum*. Hrsg. v. Ludwig Bethmann/Georg Waitz, MGH, SS rerum Langobardicarum, 1878, 12 ff.

Plinius, *Historiae naturalis libri XXXVII*. Hrsg. v. H. Rockham. 9 Bde. Cambridge, Mass. 1949—1952.

Prokop, *Werke*. 5 Bände. Hrsg. v. Otto Veh 1966—1977. *De bello Vandalico*, Bd. 3, 1970. *De bello Gothico*, Bd. 4, 1971.

Tacitus, *Germania*. Hrsg. v. Michael Winterbottom. Oxford 1975.

7.2. Abhandlungen und Darstellungen

Andersen, H., Center and periphery: adoption, diffusion and spread. In: J. Fisiak (Ed.), *Historical dialectology*. Berlin 1988, 39—83.

Andersson, Thorsten, Der Ursprung der germanischen Frauennamen kriegerischen Inhalts. In: *Proceedings of the XVth International Congress of Onomastic Sciences*. Helsinki 13—18 August 1990. Editor Eeva Maria Närhi, Vol. 1, Helsinki 13—18 August 1990, 145—151.

Ders., Nordische und kontinentalgermanische Orts- und Personennamenstruktur in alter Zeit. In: Marold/Zimmermann 1995, 1—39.

Ders., Götär, goter, gutar. In: *Namn och Bygd* 84, 1996, 5—21.

Baesecke, Georg, *Der deutsche Abrogans und die Herkunft des deutschen Schrifttums*. 1930.

Ders., Die deutschen Wörter der germanischen Gesetze. In: PBB 59, 1935, 1—101.

Ders., Vor- und Frühgeschichte des deutschen Schrifttums. 2. Bd. Halle (Saale) 1950.

Bammesberger, Alfred (Ed.), *Old English Runes and their Continental Background*. Heidelberg 1991.

Beck, Heinrich (Hrsg.), *Germanische Rest- und Trümmersprachen*. Berlin/New York 1989. (Ergänzungsbände zum RL 3).

Ders., Germanenprobleme in heutiger Sicht. Berlin/New York 1986. (Ergänzungsbände zum RL 1).

Birnbaum, H./J. Puhvel (Eds.), *Ancient Indo-European Dialects*. Berkeley/Los Angeles 1966.

Birkhan, Helmut, Die 'keltischen' Personennamen des boischen Großsilbers. In: *Die Sprache* 17, 1971, 23—33.

Braune, Wilhelm, Althochdeutsch und Angelsächsisch. In: PBB 43, 1918, 361—445.

Bruckner, Wilhelm, *Die Sprache der Langobarden*.

Straßburg 1895. (QFSC 75).

Brunner, Karl, *Die Englische Sprache*. Bd. 1, 2. Aufl. Tübingen 1960.

Bugge, Sophus/Magnus Olsen, *Norges Indskrifter med de ældre Runer*. 4 Bde. Christiania 1891—1924.

Coetsem, Frans van, *The Vocalism of the Germanic Parent Language*. Heidelberg 1994.

Düwel, Klaus (Hrsg.), *Runische Schriftkultur in kontinental-skandinavischer und -angelsächsischer Wechselbeziehung*. Berlin/New York 1994. (Ergänzungsbände zum RL 10).

Förstemann, Ernst, *Altdeutsches namenbuch*. 1. Bd.: Personennamen. 2. Aufl. Bonn 1900.

Ders., *Altdeutsches namenbuch*. 2. Bd.: Orts- und sonstige geographische namen. 3. Aufl. hrsg. v. H. Jellinghaus. Bonn 1913—1916.

Friesen, Otto von, *Rö-Stenen i Bohuslän och Runerna i Norden under Folkvandringstiden*. Uppsala 1924.

Frings, Theodor, *Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache*. 3. Aufl. Halle (Saale) 1957.

Ders., *Germania Romana I*. Halle 2/1966. (MdSt 19, 1).

Fromm, Hans, Germanisch-finnische Lehnwortforschung und germanische Sprachgeschichte. In: Beck 1986, 213—230.

Gamillscheg, Ernst, *Romania Germanica. Sprach- und Siedlungsgeschichte der Germanen auf dem Boden des alten Römerreiches*. 3 Bde. Leipzig 1934—36. 2. Aufl. Berlin 1970.

Grimm, Jacob, *Geschichte der deutschen Sprache*. Leipzig 1848.

Ders., *Deutsche Grammatik*. Bd. I, 2. Ausg. Berlin 1870.

Grønvik, Ottar, *Runene på Tune-stenen*. Oslo-Bergen-Tromsø 1981.

Gysseling, Maurits, De Germaanse Woorden in de Lex Salica. In: VMA 1976, 60—109.

Haag, Karl, 7 Sätze über Sprachbewegung. In: *ZhdMaa* 1, 1900, 138—141.

Hachmann, Rolf, Verzierte Lanzenspitzen der Jüngerer Kaiserzeit. Die Vor- und Frühgeschichte und die Runeninschriften im älteren Fuþark. In: *Kulturen zwischen Ost und West. Das Ost-West-Verhältnis in vor- und frühgeschichtlicher Zeit und sein Einfluß auf Werden und Wandel des Kulturraums Mitteleuropa*. Berlin 1993, 327—423.

Heeroma, Klaas, Zur Problematik des Ingwäonischen. In: FSt 4, 1970, 231—243.

Helten, W. van, Zu den malbergischen Glossen und den salfränkischen formeln und lehnwörtern in der Lex Salica. In: PBB 25, 1900, 225—542.

Hempel, H., *Gotisches Elementarbuch*. 2. Aufl., Berlin 1953.

Hempl, George, The Linguistic and Ethnographic Status of the Burgundians. In: *Transactions of the American Philological Association* 39, 1908, 105—119.

Heusler, Andreas, *Die altgermanische Dichtung*. 2. Aufl. 1941. Nachdruck, Darmstadt 1957.

- Hines, John, Focus and Boundary in Linguistic Varieties in the North-West Germanic Continuum. In: V. F. Faltings u. a., *Friesische Studien II*. Odense 1995, 35—62.
- Hoenigswald, H. M., Criteria for the Subgrouping of Languages. In: Birnbaum 1966, 1—12.
- Höfler, Otto, Stammbaumtheorie, Wellentheorie, Entfaltungstheorie. In: PBB 77, 1955, 30—66, 424—476; 78, 1956, 1—44.
- Hofstra, Tette, Ostseefinnisch und Germanisch. Frühe Lehnbeziehungen im östlichen Ostseeraum im Lichte der Forschung seit 1961. 1985.
- Hüpper-Dröge, Dagmar, Schutz- und Angriffswaffen nach den Leges und verwandten fränkischen Rechtsquellen. In: Schmidt-Wiegand 1981, 107—127.
- Jacobsen, Lis/Erik Moltke, Danmarks runeindskrifter. 2 Bde. Kopenhagen 1941—42.
- Jungandreas, Wolfgang, Vom Merowingischen zum Französischen. Die Sprache der Franken Chlodwigs. In: LBij 44, 1954, 115—133; 45, 1955, 291—335.
- Kauffmann, Friedrich, Deutsche Altertumskunde. I. Hälfte München 1913; II. Hälfte München 1923.
- Kaufmann, Hennig, Altdeutsche Personennamen. Ergänzungsband. München 1968.
- Keller, Hagen, Alamannen und Sueben nach den Schriftquellen des 3. bis 7. Jahrhunderts. In: Frühmittelalterstudien 23, 1989, 89—111.
- Kern, H., Die Glossen in der Lex Salica und die Sprache der salischen Franken. Den Haag 1869.
- Kiparsky, V., Die gemeinslavischen Lehnwörter aus dem Germanischen. Helsinki 1934.
- Klein, Thomas, Die Straubinger Heliand-Fragmente: Altfriesisch oder Altsächsisch? In: R. H. Bremmer Jr. [u. a.], *Aspects of Old Frisian Philology*. Amsterdam/Atlanta/Groningen 1990, 197—225.
- Kögel, Rudolf, Die altgermanische Fara (mit einem Anhang: Die Stellung des Burgundischen innerhalb der Germanischen Sprachen). In: ZfdA 37, 1893, 217—231.
- Koivulehto, Jorma, Finnland. Sprachliches. In: RL 9, 1995, 77—89. [Mit weiteren Literaturangaben].
- Kralik, Dietrich von, Die deutschen Bestandteile der Lex Baiuvariorum. In: Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 38, 1913, 15—55; 403—449; 583—624.
- Krause, Wolfgang/Herbert Jankuhn, Die Runenschriften im älteren Futhark. I. Text, II. Tafeln, Göttingen 1966. (AAk Gött 3. Folge, Nr. 65).
- Krüger, Bruno, Die Germanen. Geschichte und Kultur der germanischen Stämme in Mitteleuropa. Bd. I. 4. Aufl. Berlin 1983; Bd. II. Berlin 1983.
- Kufner, Herbert L., The grouping and separation of the Germanic languages. In: Frans van Coetsem /H. L. Kufner (Eds.), *Toward a Grammar of Proto-Germanic*. Tübingen 1972, 71—97.
- Kuhn, Hans, Kleine Schriften. I. Bd. Berlin 1969.
- Labov, W., Locating language in time and space. New York 1980.
- Lehmann, W. P., The Grouping of the Germanic Languages. In: Birnbaum 1966, 13—27.
- Leskien, A., Die Declination im Slawisch-Litauischen und Germanischen. Leipzig 1876.
- Manczak, Witold, Bartoli's second 'norm'. In: J. Fisiak (Ed.), *Historical Dialectology: Regional and Social*. Berlin/New York 1988, 349—355.
- Marold, Edith/Christiane Zimmermann (Hrsg.), Nordwestgermanisch. Berlin/New York 1995. (Ergänzungsbande zum RL 13).
- Matzel, Klaus, Der Untergang deutscher Sprachinseln in Norditalien (Sette comune e Tredecimuni). In: Beck 1989, 69—85.
- Maurer, Friedrich, Zur vor- und frühdeutschen Sprachgeschichte. In: DU 3, 1951, 5—20.
- Ders., Nordgermanen und Alemannen. Studien zur germanischen und frühdeutschen Sprachgeschichte, Stammes- und Volkskunde. Bern/München 3/1952.
- Meyer, Carl, Sprache und Sprachdenkmäler der Langobarden. Quellen, Grammatik, Glossar. Paderborn 1877.
- Milroy, James/Lesley Milroy, Linguistic change, social network and speaker innovation. In: Linguistics 21, 1985, 339—384.
- Mitzka, Walther, Das Langobardische und die althochdeutsche Dialektgeographie. In: ZMF 20, 1951, 1—7.
- Ders., Stammesgeschichte und althochdeutsche Dialektgeographie. In: WW 2, 1951/52, 65—72.
- Moser, Hugo, Stamm und Mundart. In: ZMF 20, 1952, 129—145.
- Much, Rudolf, Germanische Stammesnamen. In: Germanen und Indogermanen. Festschrift für H. Hirt. Hrsg. v. H. Arntz. 2. Bd. Heidelberg 1936, 493—505.
- Mühlmann, W. E., Soziale Mechanismen der ethnischen Assimilation. In: Abhandlungen des 14. Internationalen Soziologenkongresses Rom II, 1951, 1—47.
- Munske, Horst H., Der germanische Rechtswortschatz im Bereich der Missetaten. I. Die Terminologie der älteren westgermanischen Rechtsquellen. 1973.
- Nedoma, Robert, Die Inschrift auf dem Helm B von Negau. Wien 1995.
- Neumann, Günter, Fariarix. In: RL 8, 1994, 236.
- Ders., Die germanischen Matrone-Beinamen. In: Matronen und verwandte Gottheiten. Hrsg. v. Gerhard Bauchhenss/Günter Neumann. Köln/Bonn 1987. (Beihfte der Bonner Jahrbücher 44, 103—132).
- Niederhellmann, Annette, Arzt- und Heilkunde in den frühmittelalterlichen Leges. Arbeiten zur Frühmittelalterforschung 12. Berlin/New York 1983.
- Nielsen, Hans Frede, Old English and the Continental Germanic Languages. A Survey of Morphological and Phonological Interrelations. 2. Aufl. Innsbruck 1985.
- Ders., The Germanic Languages. Origins and Early Dialectal Interrelations. Tuscaloosa-London 1989.
- Ders., Ante-Old Frisian: A Review. In: North-Western European Language Evolution. Odense 1994, 91—136. (Nowele 24).

- Odenstedt, Bengt, On the origin and early history of the runic script. Typology and graphic variation in the older Futhark. Uppsala 1990. (Acta Academicae regiae Gustavi Adolphi LIX).
- Olberg, Gabriele von, Die Bezeichnungen für soziale Stände, Schichten und Gruppen in den *Leges Barbarorum*. Berlin/New York 1991. (AZF 11).
- Page, R. I., An Introduction to English Runes. London 1973.
- Ders., Runes and Runic Inscriptions. Woodbridge 1995.
- Penzl, Herbert, Die Gallehusinschrift: Trümmer der nordisch-westgermanischen Ursprache. In: Beck 1989, 87—96.
- Ders., Runengermanisch. Zur Geschichte einer „Trümmersprache“. In: PPB 117, 1995, 368—380.
- Peterson, Lena, On the Relationship between Proto-Scandinavian and Continental Germanic Personal Names. In: Düwel 1994, 128—159.
- Petri, Franz (Hrsg.), Siedlung, Sprache und Bevölkerungsstruktur im Frankenreich. Darmstadt 1973. (WdF 49).
- Polenz, Peter von, Landschafts- und Bezirksnamen im frühmittelalterlichen Deutschland. Untersuchungen zur sprachlichen Raumschließung. 1. Bd. Marburg 1961.
- Reichert, Hermann, Lexikon der altgermanischen Namen. 1. Teil: Text. Wien 1987; 2. Teil: Register. Wien 1990.
- Rhee, Florius van der, Die germanischen Wörter in den langobardischen Gesetzen. Rotterdam 1970.
- Ritter, Ralph-Peter, Studien zu den ältesten germanischen Entlehnungen im Ostseefinnischen. Frankfurt 1993. (Opuscula Fenno-Ugrica Göttingensia V).
- Rix, H., Thesen zum Ursprung der Runeninschrift. In: Etrusker nördlich von Etrurien. Hrsg. v. L. Aigner-Foresti. Wien 1992, 411—441. (SbA Wiss Wien 589).
- Rösel, Ludwig, Die Gliederung der germanischen Sprachen nach dem Zeugnis ihrer Flexionsformen. Nürnberg 1962.
- Rosenfeld, Hans-Friedrich, Zur sprachlichen Gliederung des Germanischen. In: Zeitschrift für Phonetik 8, 1964, 365—389.
- Salmons, Joe C., Methods of Prehistorical Dialect Grouping: The Role of Lexical Data in the Germanic Ausgliederung. In: Journal of Indo-European Studies 13, 1985, 445—465.
- Scardigli, Pierguiseppe, Stand und Aufgaben der Langobardenforschung. Einleitende Bemerkungen. In: JIG 10, 1978, 56—62.
- Schirmunski, Viktor, Über die altgermanischen Stammesdialekte. In: ALASH XV, 1965, 1—36.
- Schmidt, Johannes, Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen. Weimar 1872.
- Schmidt-Wiegand, Ruth, Chrenecruda. Rechtswort und Formelakt der Merowingerzeit. In: Arbeiten zur Rechtsgeschichte: Festschrift für Gustaf Klemens Schmelzeisen. Hrsg. v. Hans-Wolf Thümmel. Stuttgart 1980, 252—273.
- Dies., Wörter und Sachen. In: Wörter und Sachen im Lichte der Bezeichnungsforschung. Hrsg. v. ders. Berlin/New York 1981, 1—41. (AZF 1).
- Dies., ‚Malbergische Glossen‘. In: VL 5, 1985, 1193—1198.
- Dies., Die Malbergischen Glossen, eine frühe Überlieferung germanischer Rechtssprache. In: Beck 1989, 157—174.
- Schönfeld, M., Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen. Nach der Überlieferung des klassischen Altertums bearbeitet. Heidelberg 1911.
- Schramm, Gottfried, Namenschatz und Dichtersprache. Studien zu den zweigliedrigen Personennamen der Germanen. Göttingen 1957.
- Schröder, Eduard, Deutsche Namenkunde. 2. Aufl., Göttingen 1944.
- Schützeichel, Rudolf, Die Grundlagen des westlichen Mitteldeutschen. Studien zur historischen Sprachgeographie. Tübingen 1976.
- Schwarz, Ernst, Goten, Nordgermanen, Angelsachsen. Studien zur Ausgliederung der germanischen Sprachen. Bern/München 1951.
- Seebold, Elmar, Die sprachliche Deutung und Einordnung der archaischen Runeninschriften. In: Düwel 1994, 56—94.
- Siewert, Klaus, Zu den *Leges Langobardorum*. Studien zur Überlieferung und zum volkssprachigen Wortschatz. Fragment Münster. Universitäts- und Landesbibliothek. Göttingen 1993. Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Phil.-hist. Kl. Jahrg. 1993, Nr. 6.
- Sonderegger, Stefan, Die ältesten Schichten einer germanischen Rechtssprache. In: Festschrift für Karl Siegfried Bader. Hrsg. v. F. Elsener/W. H. Ruoft. Köln/Graz 1965, 419—438.
- Stearns, MacDonalds Jr., Das Krimgotische. In: Beck 1989, 175—194.
- Stender-Petersen, Adolf, Slavisch-germanische Lehnwortkunde. Göteborg 1927.
- Stiles, Patrick V., Remarks on the ‚Anglo-Frisian‘ Thesis. In: V. F. Faltings [u. a.], Friesische Studien II. Odense 1995, 177—220.
- Sveriges Runinskrifter utg. av Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademien. Stockholm 1900 ff.
- Syrett, Martin, The Unaccented Vowels of Proto-Norse. Odense 1994. (Nowele, Supplement 11).
- Trudgill, Peter, Contact and isolation in linguistic change. In: Language Change: Contributions to the Study of Its Cause. Ed. by Leiv Egil Breivik/Ernst Håkon Jahr. Berlin/New York 1989, 227—237.
- Tischler, Johann, Zum Langobardischen. In: Beck 1989, 195—209.
- Udolph, Jürgen, Namenkundliche Studien zum Germanenproblem. Berlin/New York 1994. (Ergänzungsbände zum RL 9).
- Untermann, Jürgen, Zu den Begriffen ‚Restsprache‘ und ‚Trümmersprache‘. In: Beck 1989, 15—19.

Vennemann, Theo, Systems and Changes in Early Germanic Phonology: A Search for Hidden Identities. In: *Germania. Comparative Studies in the Old Germanic Languages and Literatures*. Ed. by Daniel G. Calder/T. Craig Christy. Woodbridge 1988, 45—65.

Wackernagel, Wilhelm, Sprache und Sprachdenkmäler der Burgunden. In: *Kleine Schriften*. Leipzig 1874, 334—416.

Wagner, Norbert, Rezension zu Reichert 1987. In: *BNF* 23, 1988, 316—328.

Weisgerber, Leo, Zur Sprachenkarte Mitteleuropas im frühen Mittelalter. In: *RVj* 9, 1939, 23—51.

Wenskus, Reinhard, Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen gentes. Köln/Graz 1961.

Wrede, Ferdinand, Ingwäonisch und Westgermanisch. In: *ZdMaa* 1919/24, 270—283.

Ders., Über die Sprache der Wandalen. Straßburg 1886.

Heinrich Beck, Bonn

61. Versuch einer geschichtlichen Sprachtypologie des Deutschen

1. Einführung
2. Skizzierung sprachtypologischer Entwicklungen auf verschiedenen Ebenen
3. Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse
4. Literatur (in Auswahl)

1. Einführung

1.1. Drei sprachvergleichende Verfahren, unterschieden nach Methode und Zielsetzung, sind als grundlegend zu bezeichnen (Jakobson 1971, 524; Schmidt 1977):

(a) Die Historisch-Vergleichende Sprachwissenschaft, die sich um den Nachweis von Sprachverwandtschaft bemüht und um die Rekonstruktion historisch unbelegter Grundsprachen in ihren phonologischen, morphologischen, syntaktischen, auch semantischen Subsystemen. Beweismittel ist die materielle Substanz der historisch belegten Nachfolgesprachen, nicht jedoch primär deren Struktur oder Typus;

(b) die Areale Linguistik, deren Ziel in der Erforschung von interlingualen Sprachkontakten besteht. Beweismittel ist die Identifikation von Sprachmischungserscheinungen (Interferenzen), d. h. von materiellen und/oder strukturellen Merkmalen, die verschiedenen Sprachsystemen gemeinsam sind. Das Aufkommen dieser Übereinstimmungen erfolgte entweder durch Konvergenz, indem sie von den einem Sprachbund angehörenden Sprachen parallel entwickelt werden, oder durch Übertragung von der Modellsprache auf die Replikasprache(n);

(c) die Sprachtypologie, deren Aufgabe in der Klassifizierung aller Sprachen nach den Prinzipien von Isomorphie und Allomorphie besteht: Isomorphie bedeutet das Vorhandensein von gemeinsamen Strukturmerkmalen und — auf alle Sprachen angewandt — von Universalien, Allomorphie beinhaltet dagegen die charakteristischen Eigenzüge eines Sprachsystems (vgl.

Uspensky 1968, 13 f.). Beweismittel ist die Struktur, der Typus einer Sprache, nicht jedoch deren materielle Substanz. Die typologische Klassifikation, bei der verschiedene Merkmale in korrelative Beziehung zueinander gebracht werden, setzt die Erarbeitung eines Klassifikationsmodells voraus. Bekannte Beispiele für morphologische Klassifikationsmodelle des 20. Jhs. sind Sapir 1921, Kap. 5 und 6, der vier verschiedene Konzepte durch Differenzierung nach Technik (isolierend, agglutinierend, fusionierend, symbolisch) und Synthesegrad (analytisch, synthetisch, polysynthetisch) gewinnt, Greenberg 1960, der 10 Parameter (Synthese, Technik, Komposition, Derivation, Flexion, Präfixe usw.) aufstellt, und Skalička 1966, der fünf typologische Konstrukte im Sinne von „Modellen mit konsequent durchgeführten Eigenschaften“ (1966, 157) unterscheidet (agglutinierend, flektierend, isolierend, polysynthetisch, introflexiv).

1.2. Die Geschichtliche Sprachtypologie stellt die Kombination von historisch-vergleichender Sprachwissenschaft und Sprachtypologie dar. Das Verfahren basiert auf der Erkenntnis, daß Sprachwandelphänomene von unterschiedlichem Rang bzw. „unterschiedlicher Tiefenwirkung sind“ (Schmidt 1980, 30): systemirrelevant, systemrelevant, typusrelevant. Ziel der geschichtlichen Sprachtypologie ist demnach die Darstellung typusrelevanten Sprachwandels bzw. die typologische Beschreibung historisch aufeinanderfolgender Sprachstufen (Job 1989, 123 f.).

1.3. Die vorhistorischen und historischen Sprachstufen, auf die sich die geschichtliche Sprachtypologie des Dt. beziehen sollte, sind in entwicklungsgeschichtlich-chronologischer Anordnung die folgenden: Indogermanisch, Germanisch, West- bzw. Südgermanisch, Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Neuhochdeutsch.

Vennemann, Theo, Systems and Changes in Early Germanic Phonology: A Search for Hidden Identities. In: *Germania. Comparative Studies in the Old Germanic Languages and Literatures*. Ed. by Daniel G. Calder/T. Craig Christy. Woodbridge 1988, 45—65.

Wackernagel, Wilhelm, Sprache und Sprachdenkmäler der Burgunden. In: *Kleine Schriften*. Leipzig 1874, 334—416.

Wagner, Norbert, Rezension zu Reichert 1987. In: *BNF* 23, 1988, 316—328.

Weisgerber, Leo, Zur Sprachenkarte Mitteleuropas im frühen Mittelalter. In: *RVj* 9, 1939, 23—51.

Wenskus, Reinhard, Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen gentes. Köln/Graz 1961.

Wrede, Ferdinand, Ingwäonisch und Westgermanisch. In: *ZdMaa* 1919/24, 270—283.

Ders., Über die Sprache der Wandalen. Straßburg 1886.

Heinrich Beck, Bonn

61. Versuch einer geschichtlichen Sprachtypologie des Deutschen

1. Einführung
2. Skizzierung sprachtypologischer Entwicklungen auf verschiedenen Ebenen
3. Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse
4. Literatur (in Auswahl)

1. Einführung

1.1. Drei sprachvergleichende Verfahren, unterschieden nach Methode und Zielsetzung, sind als grundlegend zu bezeichnen (Jakobson 1971, 524; Schmidt 1977):

(a) Die Historisch-Vergleichende Sprachwissenschaft, die sich um den Nachweis von Sprachverwandtschaft bemüht und um die Rekonstruktion historisch unbelegter Grundsprachen in ihren phonologischen, morphologischen, syntaktischen, auch semantischen Subsystemen. Beweismittel ist die materielle Substanz der historisch belegten Nachfolgesprachen, nicht jedoch primär deren Struktur oder Typus;

(b) die Areale Linguistik, deren Ziel in der Erforschung von interlingualen Sprachkontakten besteht. Beweismittel ist die Identifikation von Sprachmischungserscheinungen (Interferenzen), d. h. von materiellen und/oder strukturellen Merkmalen, die verschiedenen Sprachsystemen gemeinsam sind. Das Aufkommen dieser Übereinstimmungen erfolgte entweder durch Konvergenz, indem sie von den einem Sprachbund angehörenden Sprachen parallel entwickelt werden, oder durch Übertragung von der Modellsprache auf die Replikasprache(n);

(c) die Sprachtypologie, deren Aufgabe in der Klassifizierung aller Sprachen nach den Prinzipien von Isomorphie und Allomorphie besteht: Isomorphie bedeutet das Vorhandensein von gemeinsamen Strukturmerkmalen und — auf alle Sprachen angewandt — von Universalien, Allomorphie beinhaltet dagegen die charakteristischen Eigenzüge eines Sprachsystems (vgl.

Uspensky 1968, 13 f.). Beweismittel ist die Struktur, der Typus einer Sprache, nicht jedoch deren materielle Substanz. Die typologische Klassifikation, bei der verschiedene Merkmale in korrelative Beziehung zueinander gebracht werden, setzt die Erarbeitung eines Klassifikationsmodells voraus. Bekannte Beispiele für morphologische Klassifikationsmodelle des 20. Jhs. sind Sapir 1921, Kap. 5 und 6, der vier verschiedene Konzepte durch Differenzierung nach Technik (isolierend, agglutinierend, fusionierend, symbolisch) und Synthesegrad (analytisch, synthetisch, polysynthetisch) gewinnt, Greenberg 1960, der 10 Parameter (Synthese, Technik, Komposition, Derivation, Flexion, Präfixe usw.) aufstellt, und Skalička 1966, der fünf typologische Konstrukte im Sinne von „Modellen mit konsequent durchgeführten Eigenschaften“ (1966, 157) unterscheidet (agglutinierend, flektierend, isolierend, polysynthetisch, introflexiv).

1.2. Die Geschichtliche Sprachtypologie stellt die Kombination von historisch-vergleichender Sprachwissenschaft und Sprachtypologie dar. Das Verfahren basiert auf der Erkenntnis, daß Sprachwandelphänomene von unterschiedlichem Rang bzw. „unterschiedlicher Tiefenwirkung sind“ (Schmidt 1980, 30): systemirrelevant, systemrelevant, typusrelevant. Ziel der geschichtlichen Sprachtypologie ist demnach die Darstellung typusrelevanten Sprachwandels bzw. die typologische Beschreibung historisch aufeinanderfolgender Sprachstufen (Job 1989, 123 f.).

1.3. Die vorhistorischen und historischen Sprachstufen, auf die sich die geschichtliche Sprachtypologie des Dt. beziehen sollte, sind in entwicklungsgeschichtlich-chronologischer Anordnung die folgenden: Indogermanisch, Germanisch, West- bzw. Südgermanisch, Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Neuhochdeutsch.

2. Skizzierung sprachtypologischer Entwicklungen auf verschiedenen Ebenen

2.1. Phonologie

2.1.1. Idg. > Germ.:

(a) Lautentwicklungen: Germanische Lautverschiebung (Stand der Diskussion und graphische Probleme bei Vennemann 1994), dynamischer Initialakzent, Auslautgesetze, Reduzierung der Sonanten- und Vokalinventare: $*r, *l, *m, *n > ur, ul, um, un$; $*\acute{o} - *\acute{a} > \grave{a}$ bzw. \bar{o} ; $*ei > \bar{i}$; $*\acute{a} > a$. Sieht man ab von dem Laryngalproblem (vgl. Lehmann 1965, Lindeman 1987, Bammesberger 1988), bleibt das idg. Konsonanteninventar nach der Germanischen Lautverschiebung quantitativ erhalten, vermehrt um die phonematisch gewordenen konsonantischen Allophone der Sonanten r, l, m, n . Vgl. kontextbedingte Spaltung idg. Tenues in stimmlose/stimmhafte Spiranten, stimmlose Verschlusslaute (van Coetsem 1970, 61 ff.); dazu $s > s/z$.

(b) Typologische Interpretation: (α) paradigmatisch: Tendenz zur Aufgabe der Verschlüsse durch Germanische Lautverschiebung (Tenues > stimmlosen/stimmhaften Spiranten, Mediae > Tenues, Mediae Aspiratae > stimmhaften Spiranten; $s > s/z$): Vermehrung der Spiranten mit distinktivem Merkmal *continuant* „kontinuierlich“ über idg. $*s$ und vorgerm. erklärte Phonemverbindungen $*k\acute{p}$, $*gh\delta$ usw. (Mayrhofer 1982) hinaus (Meillet 1970, 15 f.; Karstien 1936, 299; 307; andere Interpretation des idg. Verschlusslautsystems durch Gamkrelidze/Ivanov 1973). — (β) syntagmatisch: Initialakzent, der zwischen Operation des Vernerschen Gesetzes und Entstehung der Verbalkomposition aufkam (Salmons 1992; dazu Schmidt 1994), bewirkte, daß „der stärkste Ton auf dem stärksten bedeutungshaltigen Teile des Wortes [liegt]“ (Lewy 1964, 48), und steigerte den Effekt der Auslautgesetze, die zur Verkürzung der Wörter führten.

2.1.2. Germ. > Wgerm.: (a) Lautentwicklung: (1) auch ngerm.: partielle Vokalassimilationen: i - und a -Umlaut (Krahe 1963, 56 ff.; Sonderegger 1959); idg. $*\bar{e} > \bar{a}$ (davon unterschieden \bar{e}^2); Synkoperegeln in Mittelsilben: got. *hausida* ‘hörte’: asächs. *hōrda*, ahd. *hōrta*, anord. *heyrþa* vs. got. *nasida* ‘rettete’: asächs. *nerida*, ahd. *nerita* vs. anord. *talþa* ‘zählte’: ahd. *zelita*. — (2) nur wgerm. (Schirmunski 1965, 29 f., Kufner 1972, 88 f.): Konsonantenverdoppelung „vor j , seltener vor r und l , gelegentlich auch vor w, m und n “ (Krahe 1963, 103): germ. $*bi\delta jan$ ‘bitten’ (got. *bidjan*): aengl. *biddan*, ahd. *bitten*; $\delta > d$ (in allen Positionen): got. *fadar* [faðar]: asächs. *fadar*;

kontextabhängige Entlabialisierungen von Labiovelaren: got. *siggwan*, anord. *syngva*: asächs. aengl. ahd. *singan*; auslautendes $*-z > \emptyset$: got. *dags*, anord. *dagr*: aengl. *dæg*, asächs. *dag*, ahd. *tag*. — (b) Typologische Interpretation: (a) paradigmatisch: Entwicklung intervokalischer Stärkekorelation geminiert: nichtgeminiert: aengl. *fremme*, ahd. *frummiu* ‘fördere’ vs. Praet. *fre-mede*, *frumita*. — (β) syntagmatisch: Tendenz zur Aufgabe der Autonomie der Silbe (Meillet 1970, 32; typologische Parallelen im Irischen und Lat., vgl. Schmidt 1989): Umlaut von Haupttonsilbenvokalen, Schwund von Nebentonsilbenvokalen, Auslautgesetze ($*-z > \emptyset$). Wortkürzungen durch Initialakzent, der umgekehrt Komplexität der Tonsilbe steigert.

2.1.3. Wgerm. > Ahd.:

(a) Lautentwicklung: $\bar{b} > b$ (in allen Positionen); Hochdeutsche Lautverschiebung: germ. Tenues > (positionsbedingt) stimmlosen Spiranten bzw. Affrikaten; Mediae > Tenues (b, d nur z. T.); $\bar{b} > d$ (Penzl 1971, 146 ff.); Monophthongierungen $ai > \bar{e}$ vor r, h, w ; $au > \bar{o}$ vor h , Dentalen; Diphthongierungen: $\bar{e}^2 > ea, ia, ie$; $\bar{o} > oa, uo, ua$; i -Umlaut: „Primärumlaut“ $a > e$; „Sekundärumlaut“ $a > \bar{a}, o > \bar{o}$ usw. (graphisch erst spätahd.); Vokalreduzierungen in unbetonter Silbe: proklitische Präverbien: $ga- : gi-, ant- : int-$ usw.; Endsilbenvokale im späteren Ahd. $> e$.

(b) Typologische Interpretation: (a) paradigmatisch: „Bedeutende Vermehrung der Reibelauten und Entstehung der für das Dt. so typischen Affrikaten (z, pf , mundartlich auch k_x)“ (Sonderegger 1979, 20) mit verlangsamter Auflösung des Verschlusses (*delayed release*); anhaltende Tendenz zur Aufgabe stimmhafter Spiranten. — (β) syntagmatisch: Komplexität der Wurzelsilbe spätahd. durch Sekundärumlaut gesteigert; s. weiter 2.1.2.

2.1.4. Ahd. > Mhd.:

(a) Lautentwicklung: Volle Ausbildung des i -Umlauts; Phonologisierung der umgelauteten Vokale der Wurzelsilbe (verursachender i -Vokalismus der unbetonten Folgesilbe zu e abgeschwächt; *secondary split*: Hoenigswald 1965, 93 f.): *wurf : würfel* < ahd. *wurfil*, *hūs : hiuser* < ahd. *hūsir*. Generelle Abschwächung der Vollvokale zu e in Ableitungs- und Flexionssilben: ahd. *namo, zunga* > mhd. *name, zunge*. (b) Typologische Interpretation: (a) paradigmatisch: Anwachsen des Vokalinventars um umgelautete Vokale (spätahd.) (Moulton 1961/62, 28); (β) syntagmatisch: gesteigerter Kontrast zwischen komplexer Wurzelsilbe und Restsilben.

2.1.5. Mhd. > Nhd.:

(a) Lautentwicklung: Diphthongierung: *î, û, iu > ei, au, äü/eu (mîn, hûs, iuch)*; Monophthongierung: *ie, uo, üe > î, û, ü (liet, wuot, büecher)*; alte Kurzvokale in offener Tonsilbe gedehnt (*klogen, lîgen, wönen*), Langvokale vor bestimmten Konsonantengruppen gekürzt (*brâhte, hêrschaft*); Synkope und Apokope (*gelücke, ambet, schrîbære*).

(b) Typologische Interpretation: (α) paradigmatisch: Vokalquantität durch Silbenstruktur bestimmt: frnhd. *täg, tâges > tâg, tâges* (durch paradigmatischen Ausgleich: Tschirch 1975, 162 f.). — (β) syntagmatisch: „Zurückdrängung unbetonter Silben“ (Behaghel 1928, 45); s. weiter 2.1.4.

2.2. Morphologie (van Coetsem 1972)

2.2.1. Idg. > Germ.

(a) Befund: (α) Ablaut, z. B.: (1) starkes Verbum: got. *binda : band : bundum, bundans* (zur Parallele des Baltischen vgl. Schmid 1986, 164 f.); (2) Verbum : Nomen: got. *bindan : gabinda, bandi, ga-bundi*; (3) Nominalstamm: got. *hana* ‘Hahn’ : Genetiv (Gen.) *hanins*, Akkusativ (Akk.) *hanan* (*n*-Stamm); got. *sunus* ‘Sohn’ : Gen. *sunaus* (*u*-Stamm); (4) Themavokal: got. *baîram* ‘wir tragen’ : 2. Plural (Pl.) *baîriþ*; (5) deverbative Verben: Kausativa, *ā*-, *ē*-Stämme; (6) *Vrddhi*-Ableitung: **hanen-*: **hōna-*, **swehura-*: **swēgura-* (Darms 1978). — (β) Ablaut analogisch beseitigt, z. B.: (1) **(e)dont-*, **dnt-* ‘Zahn’ > got. **dnt-* (*tunþ-us*), Ngerm. Wgerm. **dont-* (ahd. *zand*); (2) athematisches Optativ-Formans **ĭē/ī* (altlatein. *sīēs : sī-mus*) > *ī*: ahd. *sīs(t) : sīm, -n*. Analogieprozesse bestätigen Redundanz morphologischer Wechsel (Kuryłowicz 1968). — (γ) Grammatischer Wechsel stimmloser vs. stimmhafter Spiranten (Verners Gesetz), z. B. (1) starkes Verbum; (2) deverbative Verben: s. (a) (5); (3) Verbalabstrakta: ahd. *kiosan* ‘prüfen’ : *kora*; (δ) Geminierung: (1) Nasale und Liquiden: got. *rinnan* ‘rennen’ : *runs* ‘Lauf’; (2) Intensiva/Iterativa: ahd. *ziohan* ‘ziehen’ : *zockôn, zocchôn* (vgl. jetzt auch Lühr 1980); (3) weitere Klassen: Krahe 1963, 120 ff.; (ε) Reduplikation: got. *haldan* ‘halten’ : Praet. *haihald*.

(b) Typologische Interpretation: Morphologischer Wechsel bewahrt (α; ε), ausgebaut (γ, δ), analogisch beseitigt (β); Verfahren gehört als innere Flexion zu den Merkmalen altidg. Sprachen. Synonym verwandte Termini sind: (1) symbolische Technik zur Verbindung von Stamm und Morphem (Sapir: s. oben 1.1.); (2) Introflection: „1. Im introflexiven Typ kann das Morphem unterbrochen sein ... 2. Das introfle-

xive Konstrukt kann leicht auch Wortarten differenzieren ... 3. ... bildet die Wörter durch innere Flexion“ (Skalička 1966, 162); (3) Infigierung (Greenberg 1960, 187) u. a.

2.2.2. Germ. > Wgerm.:

(a) Befund: durch Konsonantenverdoppelung (2.1.2.) und Umlaut (z. B. ahd. *birî* ‘trägt’ : Pl. *berant*) Aufkommen neuer Klassen morphologischen Wechsels; Aufgabe der Reduplikation (2.2.1.).

(b) Typologische Interpretation: s. 2.2.1.

2.2.3. Wgerm. > Ahd.:

(a) Befund: durch Sekundärumlaut wird morphologischer Wechsel erweitert. — (b) Typolo-

gische Interpretation: s. 2.2.1.

2.2.4. Ahd. > Mhd.

(a) Befund: durch Vokalabschwächung zu *e* (s. 2.1.4.) Reduzierung morphologischen Wechsels (s. z. B. Nominalstämme und verbalen Themavokal: 2.2.1.); weitere Reduzierung durch Analogie (Paul/Moser/Schröbler 1975, 84 f.); daneben Ausbau morphon. Wechsels durch Sekundärumlaut: Kontextbedingungen erweitert (Paul/Moser/Schröbler 1975, 42), analoge Übertragung (*veter, brüeder, müeter, töhter* u. a.).

(b) Typologische Interpretation: Morphologischer Wechsel mit Tendenz zur Konzentration auf komplexe Wurzelsilbe: (1) außerhalb der Wurzelsilbe durch Lautabschwächungen beseitigt; (2) Gebrauch als Flexionsmittel der Wurzelsilbe.

2.2.5. Mhd. > Nhd.:

(a) Befund: Analoge Beseitigung morphologischen Wechsels in Wurzelsilbe: (1) zwischen Sg. und Pl. Praet. starker Verben: wie die Alten *sun-gen > sangen* (Hutterer 1975, 332); (2) Deklinationsparadigma: s. 2.1.5.

(b) Typologische Interpretation: Ausgleichsprozesse erleichtern Wortflexion einheitlichen Praeteritalstamms (vgl. auch einheitlichen Praesensstamm) bzw. einheitlichen Nomens.

2.3. Morphologie

2.3.1. Idg. > Germ.:

(a) Befund: (α) morphosyntaktisch bedingte Reduzierung synthetisch flektierender Kategorien: Kasus (Synkretismus: Ablativ, Lokativ fehlen; Instrumental nur wgerm.); Dual (Relikte: Personalpronomen; got., urnord. aktives Verbum); Medio-Passiv (Relikte: got. Indikativ + Optativ Praesens; sonst Verbum *heißen*); Aorist

(formal weitgehend durch Perfekt verdrängt; Gegenposition: kein Aorist, archaisches Verbum bei Polomé 1992, 59 f.). (β) Bei anderen Kategorien protogerm. Existenz zweifelhaft: Konjunktiv (vom Optativ differenziert), Futurum, Imperfekt. — (γ) Neuschöpfungen: (1) kategorial: Differenzierung starker vs. schwacher Adjektivflexion; Tendenzen zum Aufkommen des bestimmten Artikels; (2) formal: Praet. schwacher Verben; pronominale Endungen vom starken Adjektiv adoptiert; Tendenz zu periphrastischen Verbalstrukturen (Meillet 1970, 70 f.). — (δ) Reduzierung idg. Formvariation (Formvar.: Meillet 1970, 62 f.; Terminus von Lewy 1961, 205): z. B. pronominale Adjektivflexion, Gen. und Dat. nominaler *ǎ*-Stämme auf *i*-Stämme übertragen, Expansion nominaler *ǎ*-, *ô*-, *n*-Stämme und thematischer Verben u. a.

(b) Typologische Interpretation: Zwei vom synthetisch-flektierenden Typus wegführende Tendenzen: (1) Reduzierung synthetisch bezeichneter Kategorien; Prozeß schafft Voraussetzung für konservierenden Morphemwandel (kons. Morph. im Sinne von *Conservative mutations* bei Benveniste 1968 bedeutet Ersatz synthetisch konstruierter Kategorie durch Periphrase): vgl. Dual > 'zwei + Pl.', spätere Expansion periphrastischer Verbkategorien über das passive Praet. hinaus (Passiv, Perfekt, Futurum + Konditionalis). Periphrasen entsprechen analytisch-isolierendem Typus mit „Verminderung der Affixe“ (Skalička 1966, 160) und Flexionsisolierung (Lewy 1964, 17, der frz. *de la tête* im Gegensatz zu lat. *capitis* als Trennung von „Begriff, Klasse, Kasus“ bestimmt); zum Verhältnis grammatischer und semantischer Elemente vgl. auch Skalička 1966, 161: „Beide sind im isolierenden Konstrukt selbständige Wörter“; (2) Reduzierung der für das Altdg. typischen Formvarianten; vgl. Skalička 1966, 159 zum flektierenden Typus: „An jedes Wort wird eine Endung angehängt, die das wichtigste ausdrückt, und diese Endung ist bei verschiedenen Wörtern verschieden“.

2.3.2. Germ. > Wgerm.:

(a) Befund: s. 2.3.1.; Schwund von Dual (beim Verbum) und Medio-Passiv (außer *heißen*); Ausbau von Artikel und verbalen Periphrasen; 2. Sg. Praet. auf **-es* (zu thematischem Praes. **-esi*) statt *-t*, der got. und anord. bewahrten älteren Perfektendung (vgl. Meid 1971, 13 ff.; Dimler 1974, Barnes 1975).

(b) Typologische Interpretation: entspricht verstärkt 2.3.1.; in 2. Sg. Praet. Reduzierung von Formvarianten.

2.3.3. Wgerm. > Ahd.:

(a) Befund: Periphrasen für Perf. (*wesan*, *werdan* + Part. Praet.), Fut. (*sculan*, *wellen* + Inf.), Perf. (*habên*, *eigan*, *wesan* + Part. Praet.; synthetisches Praet.); Pluperf. (ab 9. Jh. neben häufigerem synthetischem Praet.); Ausbildung des bestimmten und (zum Mhd. hin) unbestimmten Artikels. Tendenz zum Ersatz thematischer Stammflexion aus Wurzel-Stamm-Endung durch Wortflexion (Lewy 1961, 17; 53) aus Wort-Endung, z. B. got. Stammflexion: *dag-s*, *dag-i-s*, *dag-a* vs. ahd. Wortflexion: *tag*, *tag-es*, *tag-e*. Erweiterung finiter Verbalformen durch Subjektspronomina: *bindes* > *bindest(u)*; *redistu*, *suohchest du* (Meillet 1970, 88; Tschirch 1971, 166; vgl. 2.4.3.).

(b) Typologische Interpretation: (a) Verstärkte Tendenzen zum Ersatz synth.-flekt. durch analytisch-isolierendes Verfahren: periphrastisch ausgedrückte Verbalkategorien, Artikel (mit Nebenfunktion als Kasuszeichen), Personalpronomina als grammatische Konjugationselemente (vgl. Meillet 1958, 177 f.); (β) Reduzierung der Formvarianten (vgl. 2.3.1., 2.3.2.); (γ) Wortflexion (zur Stammflexion beim flektierenden Typus vgl. Skalička 1966, 159); (δ) Bewahrung von Merkmalen des flektierenden Typus (Kasusmorpheme und Personalendungen) in reduzierter Form; (ε) Neuentwicklung flektierender Merkmale durch Ausbau morphonologischen Wechsels in der Wurzelsilbe.

2.3.4. Ahd. > Mhd.:

(a) Befund: Reduzierung von Formvarianten und verstärkter Übergang zu Wortflexion durch Abschwächung unbetonter Stammvokale (2.1.4.) und Expansion des *i*-Umlauts (2.2.4.): Pl. *ǎ*-Stamm, ahd. *taga*, *tago*, *tagum* > mhd. *tage*, *tage*, *tagen* vs. Pl. *i*-Stamm, ahd. *gesti*, *gest(i)o*, *gestim*, *-n* > mhd. *geste*, *geste*, *gesten*. Analoge Übertragung von *-er-* (allomorphes Stammformans neutraler *s*-Stämme) als Pluralmorphem auf andere Stammklassen: ahd. *lamb*, Gen. *lambes*, Pl. Nom. *lambir*, Gen. *lambiro* > mhd. *lamp*, *lambes*, Pl. *lamber*, *lamber(e)*, übertragen auf *buoch*, *kint*, *kleit* u. a. Dadurch Tendenzen zur Agglutination mit Trennung von Stamm, Pluralmorphem und Kasusformans, vgl. nhd. *Kind-er-n*. Allerdings fehlt der für agglutinierende Sprachen relevante monofunktionale Gebrauch des Kasusmorphems *-n* in allen Numeri. Aus alten *n*-Stämmen (ahd. *zunga*, Gen. Dat. *zungûn* > mhd. *zunge*, *zungen*) entsteht „schwache Deklination“ mit *n* als Kasusendung.

(b) Typologische Interpretation: Ausbau der in 2.3.3. angezeigten analytisch-isolierenden Merk-

male und von Wortflexion; Reduzierung der Formvarianten; abgeschwächte Bewahrung flektierender Merkmale, aber Ausbau morphonologischen Wechsels der Wurzelsilbe.

2.3.5. Mhd. > Nhd.:

(a) Befund: s. 2.3.4. und vgl. weiter (Material bei Tschirch 1975, 147 ff.; Hutterer 1975, 331 ff.): Klassifizierung der Substantiva nach Pluralbildung; Tendenz zur Reduzierung der freien Kasus und verbliebenen Kasusmorpheme: präpositionale Wendungen für Gen., z. T. auch für Dat. und Akk.: *des Vaters Hut* > *der Hut des Vaters*; *ich ruff dem keyser* Deutsche Bibel des Mittelalters > *ich berufe mich an den keyser* Ostdeutsche Apostelgeschichte bzw. *auff den keiser* Luther (Zitate nach Tschirch 1975, 149 f.); Vereinfachung von Gen. und Dat. (Moser 1969, 178): *Die Leiden des jungen Werthers* > *die Männer des neuen Europa*; *dem Tage* > *dem Tag* (Dat. durch Art. bezeichnet); Ausbau des *werden*-Futurums; Zusammenfall von 1. und 3. Pl.: mhd. *-en* vs. *-ent* > nhd. *-en*; Reduzierung morphonologischen Wechsels besonders in der Verbalflexion (vgl. 2.2.5.) u. a.

(b) Typologische Interpretation: Nhd. mit höchstem Grad an analytisch-isolierenden Merkmalen (statt synthetisch-flektierender Merkmale) und Wortflexion (statt Stammflexion). Verbliebene Merkmale des flektierenden Typus (Kasusmorpheme, Personalendungen, morphonologischer Wechsel) entwickeln sich rückläufig.

2.4. Syntax

2.4.1. Idg. > Germ.:

Für den unmarkierten idg. Aussagesatz erschlossene Grundordnung Subjekt-Objekt-Verb (SOV) mit Korrelationen (Attribut vor Substantiv, Standard vor Komparativ, Postpositionen u. a.) ist vielleicht noch in Resten bewahrt: urnord. *ek hlewagastiR holtijaR horna tawido* 'ich H., Sohn des Holt, habe das Horn angefertigt', ahd. *Hiltibrand Heribrantes suno* (Lehmann 1972; Schneider 1938, 40 ff., Lockwood 1968, 260). Das Wackernagelsche Gesetz bleibt — von Enklise zu Proklise abgewandelt — erhalten: „Die satzpartikeln stehen in der ersten senkung des satzes, in der proklise entweder zu seinem ersten oder zweiten betonten Worte“ (Kuhn 1933, 8); asyndetische Parataxe > syndetischer Parataxe > Hypotaxe (Tschirch 1971, 170 ff.) mit Consecutio temporum (Hutterer 1975, 64).

2.4.2. Germ. > Wgerm.:

Wgerm. durch Art der parataktischen und hypotaktischen Konjunktionen vom Ost- und Nordgerm. unterschieden (Schirmunski 1965, 31 f.).

2.4.3. Wgerm. > Ahd.:

(a) Befund (Belege nach Sonderegger 1970, 329 ff.): Altererbter Gebrauch adverbial verwandter freier Kasusformen: Dat.: *heime* 'zu Hause', *uuîzero snêuue* 'weißer als Schnee', Instr.: *suertu hauwan* 'mit dem Schwerte hauen'. Verwendung des Präverbs *ga-/gi-/ge-* in perfektivierender Funktion; Stellung des Verbums: Anfangsstellung bei Frage und Aufforderung, Zweitstellung im Hauptsatz, noch keine feste Regelung im Nebensatz. Ausbildung von Nebensatzkonjunktionen: temporal > kausal-final und konsekutiv. Verbum bei Übersetzungen gegenüber der lat. Vorlage häufiger mit beigefügtem Subjektspronomen: *Amen, amen, dico vobis = uuar uuar quidu ih iu* (vgl. 2.3.3.).

(b) Typologische Interpretation: Adverbialer Gebrauch freier Kasus entspricht synthetisch-flektierendem Typus des Idg., Verwendung von Subjektspronomina weist dagegen in analytisch-isolierende Richtung. Wortstellung und Tendenzen zu syntagmatischem Aspekt (anstelle des idg. flexionalen Aspekt, bei dem Aspekt und Verbalstamm zusammenfallen) stellen Neuerung dar (zur Differenzierung von *aspect syntagmatique* und *aspect flexionnel* s. Holt 1943).

2.4.4. Ahd. > Mhd.:

(a) Befund (Belege nach Schieb 1970, 378 ff.; Tschirch 1975, 46 ff.): Inf. mit *zuo* gewinnt an Bedeutung; Endstellung des Verbums im Nebensatz noch nicht gefestigt; Gen. noch in freier Verwendung: partitiv: *ein vaz wînes*; nichtpartitiv mit Voranstellung: *gotes hûs* (woraus später Zusammenrückungen und analogische Verwendung der Kasusendung als Kompositionsfuge); bei Verben: *hungers sterben*; asyndetische Parataxe > Stilfigur; Nebensätze viel häufiger als Hauptsätze; Entwicklung der Negation *ni(e)ht* < pro- oder enklitischem ahd. *nik*, mhd. *ne*, *en*; Konjunktionen < Zeit- und Lokaladverbien.

(b) Typologische Interpretation: s. 2.4.1.—3.

2.4.5. Mhd. > Nhd.:

(a) Befund (Belege nach Erben 1970, 431 ff.; Tschirch 1975, 156 ff.): Nachstellung adjektivi-scher und possessiver Attr. beseitigt (*der kûnec guot, den geselen sîn*), Gen. Attr. dagegen meistens nachgestellt, adnominaler Gen. abgelöst (*vil vleischis*); Gerundivum entwickelt; Adhortativ häufiger periph. umschrieben: *Gehen wir!* >

Laß(t) uns gehen!; Wir wollen gehen!; werden-
Fut. und Perf. expandieren; seit 14. Jh. Endstel-
lung des Prädikats im Nebensatz; Ausbau der
Konjunktionen.

(b) Typologische Interpretation: Reduzierung
synthetischer Kasus; analytisch-isolierende Ten-
denzen zur Flexionsisolierung im Bereich des
Verbuns durch „Übertragung grammatischer In-
halte von Grund- an Hilfsmorpheme“ (Erben
1970, 433). Beseitigung der freien Wortfolge
(Attribut und Prädikat) widerspricht flektieren-
dem Typus; vgl. Skalička 1966, 160: „Mit der
starken Entwicklung der Endungen hängt die
freie Wortfolge zusammen“. Ausbau von Neben-
sätzen findet sich bei flektierendem und isolie-
rendem Typus.

2.5. Wortbildung

Wichtigste Entwicklungstendenz ist der Ausbau
der Komposition: Verbalpräfixe ersetzen die
Funktion der zu *-en* verbläbten Suffixbildungen
-jan, *-ôn*, *-ên* (zur Lautentwicklung vgl. 2.1.4.):
spätahd. *fer-swenden* neben *swenden* >
**swand-jan* 'schwinden machen', *ir-blindên*
neben *blindên* 'blind werden' (Erben 1975,
119); die nominale Wortbildung zeigt wach-
sende „Neigung zu mehrgliedrigen motivierten
Zeichen“ (Erben 1975, 125), durch die sich das
Deutsche besonders deutlich vom Französi-
schen, in geringerem Maße auch vom Eng-
lischen unterscheidet (Ullmann 1964, 9). Einige
Nomina werden als Suffixe grammatikalisiert
(*-heit*, *-schaft*, *-tum*, *-lich* u. a.). Mit dem Aus-
bau der Komposition (präfigierte verbale, echte
nominale, unechte nominale, d. h. durch Zu-
sammenrückung entstandene) hat das Deutsche
die aus dem Germ. und Idg. ererbten Möglich-
keiten einer flektierenden Sprache nicht unbe-
trächtlich erweitert.

3. Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse

3.1. *Phoneminventar*: Vermehrung der Spiranten
(durch Germanische und Hochdeutsche Lautver-
schiebung), Entwicklung von Affrikaten (durch
Hochdeutsche Lautverschiebung), Vermehrung
des Vokalinventars (durch mhd. Phonologisie-
rung der umgelauteten Vokale), Neubestimmung
der Vokalquantität (durch Silbenstruktur im
Frnhd.).

3.2. *Silbenstruktur*: Wachsende Tendenz zur
Aufgabe der Autonomie der Silbe (durch Initial-
akzent und Auslautgesetze); zunehmender Kon-
trast zwischen komplexer Wurzelsilbe und ab-
geschwächten Nebensilben; Verkürzung der

Wörter.

3.3. *Morphologie*: (1) durch 3.2. verursachte
Entwicklungen: (a) Morphonologischer Wechsel
als symbolische Technik des synthetisch-flektie-
renden Typus für Wurzelsilbe bewahrt und aus-
gebaut (analogische Ausgleichstendenzen wir-
ken dem allerdings zusehends stärker entgegen);
(b) Stammflexion > Wortflexion; (c) Reduzie-
rung von Formvarianten; (d) Verkürzung und
Schwund von Morphemen im Auslaut. Entwick-
lungen (b)–(d) begünstigen Aufkommen analy-
tisch-isolierender Merkmale, die zusätzlich mor-
phosyntaktisch motiviert sind; (2) analytisch-
isolierende Merkmale: periphrastische Verbal-
konstruktionen, Umschreibung des Duals, Bei-
fügung von Subjektspronomina zu finiten Ver-
balformen bzw. von Präpositionen zu Kasusfor-
men; (3) reduziert bewahrte synthetisch-flektie-
rende Merkmale: Kasusmorpheme, Personalen-
dungen; (4) ausgebaute synthetisch-flektierende
Merkmale: Morphonologischer Wechsel der
Wurzelsilbe, Komposition.

3.4. *Sprachtypologischer Status des Nhd.*: Unter
allen vorhistorischen und historischen Sprach-
stufen des Deutschen kommt das Nhd. den durch
das Merkmal Flexionsisolierung charakterisier-
ten Sprachen von Lewys „atlantischem Gebiet“
(z. B. Englisch, Französisch; Lewy 1964, 19 ff.)
am nächsten. Auf Grund bewahrter synthetisch-
flektierender Merkmale einerseits und neu ent-
wickelter analytisch-isolierender Merkmale an-
dererseits nimmt die Sprache eine Zwischenpo-
sition ein zwischen dem synthetisch-flektieren-
den Protogerm. und dem besonders stark analy-
tisch-isolierenden Neuenglischen.

4. Literatur (in Auswahl)

- Bammesberger, Alfred (Hrsg.), Die Laryngalthorie
und die Rekonstruktion des indogermanischen Laut-
und Formensystems. Heidelberg 1988. (Indogermani-
sche Bibliothek. Reihe 3, Untersuchungen).
- Barnes, Mervin, On the Origin of the West Germanic
Second Singular Preterite. In: *Studia Neophilologica*
47, 1975, 275–284.
- Behaghel, Otto, Geschichte der deutschen Sprache.
5. Aufl. Berlin/Leipzig 1928. (Grundr. 3).
- Benveniste, Émile, Mutations of Linguistic Categories.
In: Lehmann/Malkiel (edd.) 1968, 83–94.
- Braune, Wilhelm/Hans Eggers, Althochdeutsche
Grammatik. 13. Aufl. Tübingen 1975. (SkG, Haupt-
reihe 3).
- Darms, Georges, Schwäher und Schwager, Hahn und
Huhn. Die Vrddhi-Ableitung im Germanischen. Mün-
chen 1978. (Münchener Studien zur Sprachwissen-
schaft. Beih. 9, NF).

- Dimler, G. Richard, The Development of the Aorist in the Germanic Verbal Stem: A Survey of Opinion. In: *Semasia* 1, 1974, 95—102.
- Erben, Johannes, Frühneuhochdeutsch. In: Schmitt (Hrsg.) 1970, 386—440.
- Ders., Einführung in die deutsche Wortbildungslehre. Berlin 1975. (GG 7).
- Gamkrelidze, T./V. Ivanov, Sprachtypologie und die Rekonstruktion der gemeinindogermanischen Verschlüsse. In: *Phonetica* 27, 1973, 150—156.
- Greenberg, Joseph H., A Quantitative Approach to the Morphological Typology of Language. In: *International Journal of American Linguistics* 26, 1960, 178—194.
- Hoenigswald, Henry M., *Language Change and Linguistic Reconstruction*. 3. Aufl. Chicago/London 1965.
- Holt, J., *Études d'aspect*. *Acta Jutlandica* 15, 2, Aarhus/Köbenhavn 1943.
- Hutterer, Claus Jürgen, *Die germanischen Sprachen*. Budapest 1975.
- Jakobson, Roman, *Typological Studies and their Contribution to Historical Comparative Linguistics*. In: Ders., *Selected Writings* 1. 2. Aufl. The Hague/Paris 1971, 523—532.
- Job, Michael, Sound change typology and the 'Ejective Model'. In: *The New Sound of Indo-European. Essays in Phonological Reconstruction*. Ed. by Theo Vennemann. Berlin/New York 1989, 123—136. (TLSM 41).
- Karstien, Carl, Indogermanisch und Germanisch. In: *Germanen und Indogermanen. Festschrift für Hermann Hirt* 2. Hrsg. v. Helmut Arntz. Heidelberg 1936, 297—327.
- Ders., *Historische Deutsche Grammatik*. Heidelberg 1939.
- Krahe, Hans, *Germanische Sprachwissenschaft* bearb. v. Wolfgang Meid. I. Einleitung und Lautlehre. II. Formenlehre. 7. Aufl. Berlin 1969. (SaGö 238; 780).
- Kufner, Herbert L., The Grouping and Separation of the Germanic Languages. In: van Coetsem/Kufner (edd.) 1972, 71—97.
- Kuhn, Hans, Zur Wortstellung und Betonung im Altgermanischen. In: *PPB (H)* 57, 1933, 1—109.
- Kuryłowicz, Jerzy, The Notion of Morpho(pho)neme. In: Lehmann/Malkiel (edd.) 1968, 65—81.
- Lehmann, Winfried P., Germanic Evidence. In: *Evidence for Laryngeals*. Ed. by Werner Winter. The Hague/London/Paris 1965, 212—223.
- Ders., Proto-Germanic Syntax. In: van Coetsem/Kufner 1972, 239—268.
- Ders./Yakov Malkiel (edd.), *Directions for Historical Linguistics*. Austin/London 1968.
- Lewy, Ernst, *Kleine Schriften*. Berlin 1961.
- Ders., *Der Bau der europäischen Sprachen*. 2. Aufl. Tübingen 1964. (Proceedings of the Royal Irish Academy XLVIII, Section C, No. 2).
- Lindeman, Fredrik Otto, Introduction to the 'Laryngeal Theory'. Oslo 1987.
- Lockwood, W. B., *Historical German Syntax*. Oxford 1968.
- Lühr, Rosemarie, Zu einem urgermanischen Lautgesetz. In: *Lautgeschichte und Terminologie. Akten der VI. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft*. Hrsg. v. Manfred Mayrhofer/Martin Peters/Oskar E. Pfeiffer. Wiesbaden 1980, 248—259.
- Mayrhofer, Manfred, Ergebnisse einer Überprüfung des indogermanischen Ansatzes „Thorn“. In: *Anzeiger der phil.-hist. Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften* 19, 1982, 1—12.
- Meid, Wolfgang, *Das germanische Praeteritum*. Innsbruck 1971. (IBS 3).
- Meillet, Antoine, *Linguistique historique et linguistique générale*. Paris 1921; 1958. (Collection Linguistique. La Société de Linguistique de Paris VIII).
- Ders., *General Characteristics of the Germanic Languages*. Translated by W. P. Dismukes. Miami 1970. (Miami Linguistics Series 6).
- Moser, Hugo, *Deutsche Sprachgeschichte*. 6. Aufl. Tübingen 1969.
- Moulton, William G., Zur Geschichte des deutschen Vokalsystems. In: *PBB (T)* 83, 1961/62, 1—35.
- Paul, Hermann/Hugo Moser/Ingeborg Schröbler, *Mittelhochdeutsche Grammatik*. 21. Aufl. Tübingen 1975. (SkG, Hauptreihe 2).
- Penzl, Herbert, *Lautsystem und Lautwandel in den althochdeutschen Dialekten*. München 1971.
- Polomé, Edgar C., Zur Chronologie des Germanischen. In: *Rekonstruktion und Relative Chronologie. Akten der VIII. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft*. Hrsg. von Robert Beekes/Alexander Lubotzky/Jos Weitenberg. Innsbruck 1992, 55—73.
- Salmons, Joe, *Accentual Change and Language Contact. Comparative Survey and a Case Study of Early Northern Europe*. Stanford CA 1992.
- Sapir, Edward, *Language*. New York 1921.
- Schieb, Gabriele, *Mittelhochdeutsch*. In: Schmitt (Hrsg.) 1970, 347—385.
- Schirmunski, Viktor, Über die altgermanischen Stammesdialekte. In: *ALASH*, Budapest 1965, 1—36.
- Schmid, Wolfgang P., *Alteuropa und das Germanische*. In: *Germanenprobleme in heutiger Sicht*. Hrsg. von Heinrich Beck. Berlin/New York 1986, 155—167.
- Schmidt, Karl Horst, *Der Sprachvergleich*. Innsbruck 1977. (IBS. Vorträge 17).
- Ders., *Typologie und Sprachwandel*. In: Helmut Lüdtke (Hrsg.), *Kommunikationstheoretische Grundlagen des Sprachwandels*. Berlin/New York 1980, 20—36.
- Ders., *Uririsch und Spätbritannisch*. In: *Indogermanica Europaea. Festschrift für Wolfgang Meid zum 60. Geburtstag*. Hrsg. von Karin Heller/Oswald Panagl/Johann Tischler. Graz 1989, 285—300. (Grazer Linguistische Monographien 4).
- Ders., Besprechung von Salmons 1992. In: *Kratylos* 39, 1994, 105—108.

Schmitt, Ludwig Erich (Hrsg.), Kurzer Grundriß der germanischen Philologie bis 1500. Band 1. Sprachgeschichte. Berlin 1970.

Schneider, Karl, Die Stellungstypen des finitiven Verbs im urgermanischen Haupt- und Nebensatz. Heidelberg 1938. (GB. 2. Abt. 41).

Skalička, Vladimír, Ein „typologisches Konstrukt“. In: Travaux linguistiques de Prague 2, 1966, 157—163.

Sonderegger, Stefan, Die Umlautfrage in den germanischen Sprachen. In: Kratylos 4, 1959, 1—12.

Ders., Althochdeutsche Sprache. In: Schmitt (Hrsg.) 1970, 288—346.

Ders., Althochdeutsche Sprache und Literatur. Berlin/New York 1974. (SaGö 8005).

Sonderegger, Stefan, Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems. Bd. I: Einführung — Genealogie — Konstanten. Berlin/New York 1979.

Tschirch, Fritz, Geschichte der deutschen Sprache. I. 2. Aufl. Berlin 1971; II. 2. Aufl. Berlin 1975. (GG 5).

Ullmann, S., Language and Style. Oxford 1964.

Uspensky, B., Principles of Structural Typology. The Hague/Paris 1968. (JLSMi 62).

van Coetsem, Frans, Zur Entwicklung der germanischen Grundsprache. In: Schmitt 1970, 1—93.

Ders., Proto-Germanic Morphophonemics. In: van Coetsem/Kufner (edd.) 1972, 175—209.

Ders./Herbert L. Kufner (edd.), Toward a Grammar of Proto-Germanic. Tübingen 1972.

Vennemann, Theo, Die mitteleuropäischen Orts- und Matronennamen mit *f*, *b*, *h* und die Spätphase der Indogermania. In: Früh-, Mittel-, Spätindogermanisch. Akten der IX. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft. Hrsg. von George E. Dunkel [u. a.]. Wiesbaden 1994, 403—426.

Karl Horst Schmidt, Bonn

62. Typologische Unterschiede in den Varietäten des Deutschen

1. Sprachtypologie und Einzelsprache
2. Typologische Charakterisierung des Deutschen
3. Lautliche Variation
4. Morphologische Variation
5. Syntaktische Variation
6. Schlußbemerkung
7. Literatur (in Auswahl)

1. Sprachtypologie und Einzelsprache

Sprachtypologie ist diejenige Disziplin der vergleichenden Sprachwissenschaft, in welcher sprachliche Merkmale allein unter systematischen Gesichtspunkten beschrieben und interpretiert werden. Sie unterscheidet sich damit von anderen sprachvergleichenden Disziplinen, die nicht allein systematisch vorgehen, sondern etwa genealogische oder regionale Gesichtspunkte mit einbeziehen. Eine Abgrenzung gegenüber der Universalienforschung ist durch den Verzicht auf einen Allgemeingültigkeitsanspruch hinsichtlich der sprachlichen Merkmale möglich (vgl. etwa Croft 1990; Greenberg 1974; Ineichen 1991; Ramat 1987, 3 ff.; Szemerényi 1990).

Im Rahmen sprachtypologischer Forschung werden verschiedenartige Verfahrensweisen herangezogen. So besteht ein Verfahren darin, sprachliche Merkmale axiomatisch festzulegen und daraufhin anhand der Beschreibung von einzelnen Sprachen zu belegen (systematische Ty-

pologie), während ein anderes genau umgekehrt von der Beschreibung einzelner Sprachen ausgeht und auf deren Gruppierung abzielt (klassifizierende Typologie). Die Zuordnung von Merkmalen und einzelnen Sprachen erfolgt entweder allein in deren Feststellung (qualitative oder absolute Typologie) oder mit einer Angabe über deren Ausprägung (quantitative oder relative Typologie). Dabei kann eine solche Zuordnung jeweils mehrere Merkmale oder lediglich ein Merkmal berücksichtigen (kriterienkombinierte bzw. nichtkriterienkombinierte Typologie) sowie Teilbereiche einer Sprache oder deren Gesamtheit betreffen (Ganz- bzw. Teilsystemtypologie).

Die sprachlichen Merkmale, mit welchen in den verschiedenen Ausprägungen der Sprachtypologie gearbeitet wird, sind in aller Regel der Grammatik, daneben aber auch der Lautlehre zuzurechnen. Im Bereich der Grammatik gilt das Interesse insbesondere dem Inventar an grammatischen Kategorien, der morphologischen und syntaktischen Kennzeichnung dieser Kategorien sowie deren Kombination und Serialisierung; im Bereich der Lautlehre wird vornehmlich dem Inventar an Lauten und der Intonation sprachlicher Einheiten Beachtung geschenkt. Eine semantische und eine pragmatische Sprachtypologie sind zwar durchaus denkbar, wurden jedoch bislang nicht über Ansätze hinaus ausgearbeitet. Einige sprachtypologische Unternehmen legen ihren lautlichen und grammatischen Untersuchun-